Nord-Togo

und

seine westliche Nachbarschaft

Dr. R. Fisch

Berta Scheller-Meier 35

v. Schwester Pauline Mai 1944

99525

Abb. 1. **Moschee in Bimbila.** (S. 49)

DT
582
F5X
1911
MAA

Nord-Togo

und seine westliche Nachbarschaft.

In Bildern und Skizzen
für Missions- und Kolonialfreunde

dargestellt von

R. Fisch, Dr. med.
Missionsarzt.

Mit 68 Abbildungen und 1 Karte.

SMITHSONIAN
MAY 28 1987
LIBRARIES

Basel
Verlag der Basler Missionsbuchhandlung
1911.

Vorwort.

„Gott will es!“ Wie ein elektrisierender Kriegsruf ist es damals von Mund zu Mund gegangen, als es galt, das „Heilige Land“ den Händen der Sarazenen zu entreißen. Ganz rein war ja wohl die Begeisterung bei vielen nicht, aber gewiß hat mancher in der Ueberzeugung, er tue damit Gottes Willen, Schloß oder Hütte, die Seinigen und das Seinige verlassen und die Strapazen und Gefahren des Heerzugs willig auf sich genommen, sich wohl auch noch in der Todesstunde dessen getröstet, daß er Gottes Willen getan habe.

„Gott will es!“ Das soll auch dies Büchlein den lieben Christen zurufen, wenn es von Aufgaben erzählt, die Gott uns stellt. Es gilt nicht mehr, mit Heer und Kriegskunst Länder zu erobern und die Feinde mit Waffengewalt niederzukämpfen, es gilt vielmehr das Licht, das vom Kreuz auf Golgatha und vom Thron des Auferstandenen ausgeht, in die Völker und Menschenherzen hineinleuchten zu lassen, in denen es heute noch dunkel ist. Es ist nicht mehr wie früher, wo die politische Macht den Boten des Evangeliums folgte. Es gilt vielmehr den Völkern, die schon seit Jahren unter der deutschen und englischen Regierung die großen Segnungen des Friedens und des aufblühenden Wohlstandes genießen, die noch größeren Segnungen des Friedens der Seele und des Reichtums in Gott zu bringen. Die Wege zu den Völkern stehen uns offen. Die Völker in Togo

insbesondere sind uns von Gott vor die Tür gelegt; wir dürfen nicht an ihnen vorbeigehen.

Dem Verfasser war es vergönnt, in fast drei Monate dauernder Reise die nördlichen Teile der englischen Goldküste und fast ganz Togo zu durchziehen, und zwar gemeinsam mit zwei Missionaren der Basler Mission. Was wir dort gesehen und erlebt haben, soll das Buch in Wort und Bild zur Anschauung bringen.

Gott will, daß wir Seine Mitarbeiter seien am herrlichsten Werk, das auf Erden geschieht: am Bau des ewigen Reiches Gottes. Solche Mitarbeiter zu werben für jene Völker ist der Zweck dieses Buches.

Mit dem herzlichen Wunsch, daß es diesen Zweck erreichen möge, schickt es auf seinen Werbegang

der Verfasser.

Abb. 2. **Amedschowe von Süden gesehen.**

1. Hinüber über den Volta!

Schon vor Jahrzehnten haben sich die Blicke der Missionare auf der Goldküste nach dem Norden gewendet. Das Verlangen, jenen Völkern das Evangelium zu bringen, wurde immer dringender, je mehr unsere Arbeit hier in ein Stadium eintrat, das uns berechtigte, daran zu denken, weitere Aufgaben in Angriff zu nehmen.

Zwei frühere Versuche, nach Norden vorzudringen, sind zu unser aller tiefem Schmerz mißglückt. Eine Erkundigungsreise, die von zwei Missionaren vor fünf Jahren in das nördliche Togo gemacht wurde, hatte keine greifbaren Folgen. Immer wieder war das Verlangen nach einem frischen, kräftigen Vorstoß auf geduldiges Warten verwiesen. Das Warten ist für einen Missionar keine leichte Aufgabe, wie es auch für eine Truppe keine leichte Sache ist, Gewehr bei Fuß in der ringsum tobenden Schlacht still zu stehen. Das Verlangen vorwärts zu gehen ist aber in der langen Wartezeit nicht schwächer geworden, sondern es hat sich vertieft und veredelt. Täglich bringen wir auf allen Stationen gemeinsam unsere Bitte, daß den Völkern fern im Norden das Evangelium gebracht werde, vor den Herrn aller Herren.

Es war uns darum eine große Freude, als drei Missionare auf der Goldküste mit der ehrenvollen Aufgabe betraut wurden, eine Erkundigungsreise bis an die Nordgrenze der englischen Kolonie und von Deutsch-Togo zu unternehmen. Es war der derzeitige Präses der Basler Mission auf der Goldküste, Missionar G. Josenhans, der Präses des Tschidistrikts, Missionar B. Groh, und der Verfasser, welche die Reise unternehmen sollten. Alle drei sind zwar keine Jünglinge mehr. Mehr als 20jährige Arbeit auf der Goldküste haben unsere Haare ergrauen lassen, aber wir haben den Auftrag mit jugendlicher Begeisterung und Freude angenommen und trafen ungesäumt unsere Vorbereitungen. Die amtlichen Geschäfte der beiden Missionare wurden Stellvertretern übergeben, der Verfasser wurde durch einen jungen Kollegen abgelöst.

Der oberste englische Beamte der nördlichen Gebiete der Goldküste hatte kurz vorher amtlich die Basler Mission eingeladen, dort eine Arbeit in Angriff zu nehmen. Das ganze weite Gebiet war uns geöffnet Der Gouverneur von Togo erlaubte uns gütigst, die jetzt noch gesperrten Gebiete in Togo zu bereisen, und stellte uns weitgehende Unterstützung durch die Bezirks- und Stationsleiter in Aussicht. Die Bahn war frei.

Es wurde beschlossen, die Reise auf Fahrrädern zu machen, wie die erste Erkundigungsreise vor vier Jahren. Die Gründe, die dazu bestimmten, waren folgende: Wir drei sind ziemlich gute Radfahrer; die schlechten Wege auf der Goldküste und die vielen Reisen, die wir zu machen haben, sind unsere Lehrmeister gewesen. Des Reitens und der Behandlung von Pferden sind wir gänzlich unkundig. Das kommt daher, weil wir auf der Goldküste mit alleiniger Ausnahme des Küstenstrichs keine Pferde halten können wegen der sonst überall vorkommenden Tsetsefliege. Mit Rädern konnten wir jeden Tag, eigenes Wohlsein vorausgesetzt, ungehindert reisen und größere Strecken zurücklegen,

als wir es zu Pferd vermocht hätten. Die Wahrscheinlichkeit, durch Radbruch aufgehalten zu werden, erschien uns geringer als die Wahrscheinlichkeit, durch Krankheit oder Tod eines Pferdes gehindert zu werden. Zur Sicherheit gegen Radbruch sollte ein uns begleitender Negerjüngling, ein im Dienst der Mission stehender Lehrer, mit einem Rad ausgerüstet werden, das wir im Notfall als Reserve benützen könnten. Es wurden ferner durch die Benützung von

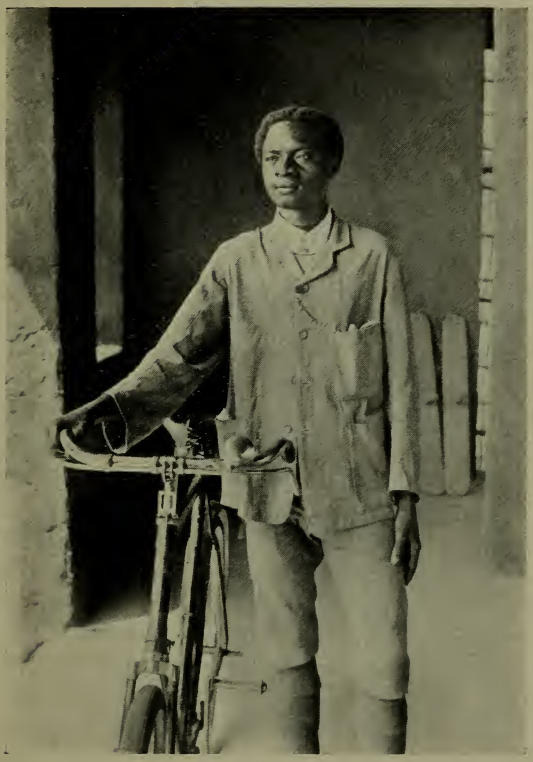


Abb. 3. **Lehrer Seku.**

Rädern die nicht unbedeutenden Kosten der Anschaffung von Pferden und Pferdebedienung erspart.

Der junge Mann, der uns begleiten sollte, möge mit ein paar Worten hier eingeführt werden, um so mehr, als seine Geschichte recht merkwürdig ist. Er wurde geboren in Wongara im französischen Sudan vor etwa 25 Jahren. Als er etwa 10 Jahre alt war, überfiel der berüchtigte Sklavenjäger Samori mit seiner Horde jene Gegend. Alles floh in die Wälder. Den Knaben trieb der Vorwitz, noch einmal zurückzugehen. Dabei fiel er den Sklavenjägern in die Hände. Da er unaufhörlich weinte, wurde er bald verkauft und geriet in einen andern Sklaventransport. Eine Abteilung der englischen Schutztruppe überfiel den Transport und befreite die Sklaven. Diese wurden nach Kumase in das von der Basler Mission unterhaltene Sklavenheim gebracht. Der Junge, welcher sich den Namen Seku Ramseyer beilegte, besuchte die Schulen in Kumase, dann die Mittelschulen und schließlich das Lehrer- und Predigerseminar. Jetzt ist er als Katechist in Kumase tätig und hat sich kürzlich mit einer mit ihm zugleich befreiten Landsmännin verheiratet. Er sollte uns als Dolmetscher dienen. (Abb. 3.)

Unser Gepäck wurde auf dem Volta nach Kratschi hinauf geschafft. Bei der Schwierigkeit, oder besser gesagt, bei der Unmöglichkeit hier Träger zu bekommen, war das der einzige gangbare Weg für uns. In Kratschi konnten wir hoffen, mit Hilfe der deutschen Regierung Träger für den Transport unserer Sachen zu bekommen. Es blieb nur übrig, unsere in Aburi gepackten Trägerlasten nach dem Einschiffungsplatz am Volta, nach Pong, eine starke Tagereise von Aburi, schaffen zu lassen. Aber auch für diese Arbeitsleistung war niemand zu finden, außer zu ganz unannehmbarem Lohn. Aus dieser Schwierigkeit konnte uns unser Reisegefährte, Missionar Josenhans, mit Unterstützung des Königs von Odumase helfen. Eines Morgens traten eine

Anzahl kräftiger junger Männer von Odumase in Aburi an und trugen die Lasten um einen annehmbaren Lohn munter nach dem Einschiffungsort. Mit sehr erleichtertem Herzen sahen wir ihnen nach. Es blieben nur noch zwei Kisten übrig, die nicht auf dem Wasserweg befördert werden sollten. Die eine war für unsern Koch bestimmt, für die andere fanden wir einen sehr betrübt in die Welt schauenden, aber vielgereisten und sprachkundigen Mann, namens Kru. Der Koch, den wir mit gemischten Gefühlen in Dienst nahmen, ist ein schwächlicher, schielender Jüngling, der es noch nicht zu etwas Rechtem gebracht hat, und der das fehlende Vertrauen dann auch glänzend rechtfertigte.

Unsere Reise sollte über Odumase, Anum und die Bremer Missionsstation Amedschowe gehen, weil mir der ehrenvolle Auftrag geworden war, vor den zu einer allgemeinen Konferenz versammelten Bremer Missionaren einen Vortrag über Tropenhygiene zu halten. Aus diesem Grund trat ich die Reise acht Tage vor meinen Begleitern an. Unser schielender Koch und der chronisch traurige Kru sollten mit mir reisen, sodaß sie kurz nach mir in Amedschowe eintreffen konnten. Am 18. Januar hatten sie den Weg unter die Füße zu nehmen. Am 17. abends aber kam Kru mit noch betrübterer Miene, als er für gewöhnlich zur Schau trug, und eröffnete mir, daß er morgen nicht aufbrechen könne; in 8 bis 14 Tagen wolle er dann sehen, ob es ihm möglich sein werde. Es schulde ihm nämlich einer noch 12 Schilling, und diese Summe müsse er zuvor eintreiben. Zu diesem Zweck brauche er mindestens acht Tage, denn sein Schuldner sei nicht zu Hause; er müsse ihn erst auf verschiedenen Plantagendörfern suchen. Es gelang, ihn seiner Sorge um das Geld ledig zu machen, indem ein Angestellter der Mission versprach, für die Beibringung desselben zu sorgen. Kru entschloß sich, das gewagte Unternehmen, ohne seine Geld abzureisen, auf sich zu nehmen.

Der Morgen des 18. Januars 1910 brach an, aber

weder Koch noch Kru zeigten sich. Man ließ sie rufen, und sie schickten den Bescheid, sie kämen „gleich“. Wir wissen, was das bei den Negern heißt, und wir waren nicht erstaunt, als erst gegen Mittag die sich häufenden Schwierigkeiten einer zeitigen Abreise überwunden waren: Unvermutet sich einstellender Hunger war gestillt, von tags zuvor

Musa von Karaga. Lorenz der Koch. Kru der Traurige.

Abb. 4. **Die 3 Begleiter.**

vergessenen Freunden war Abschied genommen, vergessene oder verlegte Sachen waren geholt und gefunden. Mit grimmer Entschlossenheit nahmen unsere Helden ihre Traglasten auf und gingen zum Tore hinaus. Der Koch hatte sich als Waffe und zugleich als Zeichen seiner Würde ein langes Messer umgegürtet und sah so verwegen aus, als es mit seinen Mitteln möglich war; Kru war ergeben, aber noch trauriger als sonst, denn die 12 Schillinge mochten ihm Sorge bereiten.

Am nächsten Tag, dem 19. Januar, reiste ich ihnen nach. Manch freundliches „glückliche Reise“ tönte mir unterwegs nach. Gegen Mittag war unsere Station Odumase erreicht, und gleich beim Eintritt ins Missionshaus traf ich unsere Helden, Koch Kwaku und Kru. Sie saßen völlig geknickt auf einem Bänklein, während sie schon längst jenseits des Volta hätten sein sollen. Der Koch hub an und erzählte mir folgendes: In seiner Jugend habe er einmal das Unglück gehabt, das Genick zu brechen. Seit der Zeit könne er keine Last mehr tragen. Er habe das leider vergessen mir in Aburi zu sagen, und nun habe er dies Versäumnis schwer büßen müssen. Schon nach vier Wegstunden habe er die Traglast nicht mehr auf dem Kopf ertragen können, und er habe daher einen Mann bitten müssen, ihm die Last nach Odumase zu tragen. Sein altes Leiden habe sich in unerhörter Heftigkeit eingestellt, und er bitte uns, ihm doch ja nichts mehr zum Tragen zu geben, sonst könnte es sein Tod sein.

Es wurde nun bestimmt, daß die Traglast, die dem armen Koch fast den Hals vollends gebrochen hatte, wohl oder übel auch auf dem Wasserweg den Volta hinauf zu schicken und den Koch leer und ledig mit Kru bis Amedschowe gehen zu lassen, in der Hoffnung, dort einen Ersatzmann für ihn zu finden. Auf diesen Bescheid hin erhellten sich die Züge unsrer beiden Helden, und ziemlich getröstet zogen sie von dannen. Sie sollten sich über den Volta setzen lassen und am gleichen Tag noch ein gutes Stück jenseits zurücklegen. Als ich aber am nächsten Morgen an die Stelle kam, wo ein im Dienst der Regierung stehender Fährmann die Reisenden über den breiten Volta zu setzen hat, fand ich meine beiden Freunde höchst vergnügt auf dem hohen Ufer sitzend. Auf meine erstaunte Frage, warum sie sich denn nicht hätten übersetzen lassen, sagten sie mir, sie hätten gedacht, es sei besser, wenn sie auf mich warten würden; in Wahrheit war es ihnen nur darum zu tun, daß ich das

Fährgeld für sie bezahle. Zehn Pfennige wurden ihnen dadurch erspart, und mir ein voller Tag Wartezeit aufgeladen.

Bis das Fährboot in Stand gesetzt war, verging noch eine geraume Zeit. Ich füllte sie aus, indem ich einem gerade hier durchreisenden englischen Regierungsbeamten einen Besuch machte. Wir unterhielten uns harmlos, bis die Fähre zum Gebrauch fertig war. Erst in Anum ersah ich aus dem Gästebuch, daß ich dabei in einer gewissen Gefahr gewesen war. Der Herr war auf seiner Durchreise in Anum Gast der dortigen Missionsfamilie gewesen und hatte sich mit folgendem Gedicht im Gästebuch der Missionsfamilie gekennzeichnet:

If I would be in Berbery
And live in Timbuktu,
Then I would eat a missionary
And Bible and hymnbook too.

In deutsch übersetzt würde das etwa lauten:

Wenn ich in der Berberei wär
Und wohnte in Timbuktu,
Auffräß ich stracks einen Missionär
Und Bibel und Gesangbuch dazu.

Der Herr hatte offenbar einen etwas unheimlichen Appetit; auf einen Missionsarzt war er aber nicht gefaßt. So kam ich noch unversehrt ins Fährboot und heil ans jenseitige Ufer samt meinem Kru und dem unbelasteten Koch. Dort schieden sich nun unsere Wege. Sie gingen geradewegs nach Amedschowe, ich fuhr auf bedenklich schlechten Wegen nach der nördlich gelegenen Basler Missionsstation Anum, der hochgelegenen Warte, von der schon viele Jahre die Blicke sehnsüchtig nach den Ländern im Norden gerichtet und die Christen und Heiden bis nach Kratschi hinauf mit dem Wort Gottes bedient worden sind. In Anum hat die englische Regierung einen Arzt stationiert, dessen Aufgabe es ist, die Schlafkrankheit zu bekämpfen. Es war hiezu ein

kleines Krankenhaus im Bau, aber es war kein Schlafkranker weder in Behandlung noch in Beobachtung. Das gleiche war der Fall 2½ Monate später bei unsrer Rückkehr.

Am nächsten Tage reiste ich nach Amedschowe und nahm also Abschied von den letzten Basler Missionsleuten. Wie viele Liebe haben uns die Missionsgeschwister unsrer Stationen erwiesen, und mit wie herzlichen Wünschen uns Lebewohl gesagt! Es ist ein erhebendes Gefühl, zu wissen, daß treue Liebe uns auf Schritt und Tritt begleitet. Auch die uns so nahe stehenden Missionare der Bremer Mission haben es nicht an solcher Liebe fehlen lassen. Schon ehe ich auf ihre erste Station Amedschowe kam, fand ich eine Anzahl junger Leute am Fuß der steilen Bergkette, auf deren Kamm in luftiger Höhe die Station liegt (Abb. 2). Sie hatten ein Pferd bei sich, grüßten mich in deutscher Sprache und sagten mir, als ich abstieg und ihren Gruß erwiderte, sie seien von Amedschowe, und ihre Herren hießen mich herzlich willkommen. Darauf entwickelten sie aus Büchsen und Taschen eine Fülle von allerlei Wegzehrung, darunter herrliche Orangen. Schon die Verpackung zeugte von wahrhaft mütterlicher Liebe. Dann führten sie das Pferd herbei und sagten: Herr Missionar Schosser schicke mir das Tier, daß es mich den Berg hinauftrage. So sehr ich nun diese Güte schätzte, so konnte ich mich doch eines bänglichen Gefühls nicht erwehren, denn seit der Zeit meiner frühen Jugend, als mich einst ein freundlicher Fuhrmann auf seinen mehr als zahmen Schimmel gesetzt hatte, hatte ich auf keinem Pferd mehr gesessen. Doch halt, das ist nicht ganz richtig! Ich war ja vor 21 Jahren einmal Pferdebesitzer gewesen, hatte mir ein Gäulchen von einem Hausahändler gekauft und war etwa dreimal mit ihm ausgeritten. Das arme Tier konnte aber nicht mehr traben und ist bald darauf gestorben, da es schon tsetsekrank in meine Hände kam. Das hier war nun aber ein kerngesundes Tier; was konnte das alles für verwegene Sprünge machen, wenn es fühlen würde, wie

bänglich der Reiter auf seinem Rücken saß! Dann der sehr steile Berg: würde ich da nicht unfehlbar, den Gesetzen des freien Falls entsprechend, welche uns seinerzeit unser verehrter Lehrer an einer schiefen Ebene vordemonstriert hatte, hinten abrutschen? Der Schwanz des Pferdes als letzter Halt war ein schlechter Trost. Vor den Jungen durfte ich aber nicht den Aengstlichen herauskehren. So elegant und schneidig als nur möglich schwang ich mich in den Sattel, und mein Pferd setzte sich in Trab. So hatte mich doch mein Fahrrad noch nie geschüttelt, auch auf schlechten Wegen nicht; doch es ging ganz gut, und meine Dankbarkeit wurde immer ungetrübter, je höher das Tier mich den Berg hinauf trug. Es trat so sicher auf dem schmalen, steilen Pfad auf, kletterte über Steinblöcke und setzte über Gräben, daß alle Sorge verging und ich mich ungestört dem Genuß des herrlichen Landschaftsbildes hingeben konnte.

Hatte der Weg bis an den Fuß des Berges durch zum Teil von der Sonne verbrannte, zum Teil durch Grasbrände verkohlte Gegenden geführt, so prangten nun ringsum die Abhänge der Berge in frischem Grün. Unten auf der immer mehr sich ausbreitenden Ebene lag goldener Sonnenschein. Bald war das lieblich wie im Schoß des Berges gelegene Dorf Biakpa erreicht. Jenseits labte ein kristallklares Bächlein Roß und Reiter, und dann ging es die letzte, sehr steile und hohe Halde des Berges hinauf. Im Norden ragt der gewaltige Gemmi, eine grasbewachsene Kuppe mit einem „Steinmannli" auf dem obersten Gipfel, in hellem Goldgelb des dürren Grases; finster und drohend aber schauen die jähen Felsabstürze an seiner Westseite herüber. Wie herrliche frische Luft da droben weht! Im verfallenen und liederlich aussehenden Avatime-Dorf Amedschowe standen eine Menge Leute auf den Plätzen unter den Schattenbäumen und bereiteten sich vor, die Totenfeierlichkeiten für einen verstorbenen Häuptling zu veranstalten. In den nächsten Tagen haben dann die Gewehre der Avatimer bei

Tag und Nacht ihrem Toten zu Ehren geknattert, und mancher, der dem Branntwein allzu sehr zugesprochen hatte, ist mit unsicherm Schritt die steilen Wege hinuntergetorkelt. Es wäre eine große Wohltat, wenn diese Totenfeierlichkeiten abgeschafft würden. Neben der unsinnigen Schießerei bei Tag und Nacht wird von der Familie des Verstorbenen der ganzen Stadt ein Freischnaps gespendet. Jede Familie sucht die andere darin zu übertrumpfen, und so arten diese „Feierlichkeiten" in wüste Saufereien aus; nur zu oft sind fast alle Männer, Frauen und Kinder eines Dorfes betrunken.

Im Kreis der Bremer Missionare wird es einem Basler gar bald wohl. Auch die Bremer Missionare erhalten in Basel ihre Ausbildung, und ein edler Korpsgeist verbindet die Missionare beider Gesellschaften. Organisation und Praxis beider Gesellschaften ist fast ganz dieselbe, und zudem sind die Völker, unter denen die beiden Missionen arbeiten, sehr nahe verwandt, sodaß die gleichen Leiden und Freuden uns Verständnis der gegenseitigen Arbeit ermöglichen.

Da der Inspektor der Bremer Mission in Amedschowe anwesend war, machte in jenen Tagen der Oberhäuptling von Avatime einen offiziellen Besuch mit großer Begleitung. Abb. 5 zeigt ihn links, die Umstehenden überragend, unter dem runden Schirm mit weißen Fransen. Er trägt einen großen Tropenhelm und sitzt in seiner Hängematte. Links trägt einer seiner Diener seinen Häuptlingsstab, rechts sind seine beiden Trommeln, und vor diesen stehen seine zwei Hofnarren, die eine Prügelszene darstellen.

In den nächsten Tagen war es mir möglich, einen schon lange gehegten Plan auszuführen, nämlich das Schlafkrankendorf bei Misahöhe zu besuchen. Mein Weg führte mich durch die herrliche Kameschlucht. An Stelle des frühern schmalen, beschwerlichen Weges wird nun eine prächtige Kunststraße gebaut. Auf der Südseite ist der Bau schon

Häuptling. Hofnarren.

Abb. 5. **Besuch des Häuptlings von Avatime.**

ziemlich fortgeschritten. Auf der Nordseite hörte die Straße ganz unvermutet plötzlich auf, und über Stock und Stein führte mein Weg hinab an den schäumenden Kamebach. Auf schwanken Baumstämmchen hatte ich zweimal den Bach zu kreuzen; dafür konnte man dann auch die intimen Reize der herrlichen Schlucht genießen. Bald zum stillen Teich erweitert, bald in schäumendem Lauf über Felsen, strömt der Bach im Schatten mächtiger Bäume und dichten Unterholzes dahin. Zierliche Farrenkräuter säumen sein Bett ein und wachsen auf Felsen im Bett selbst; darüber hängen Lianen und herrliche weiße Blütentrauben von verschiedenen Baumorchideen. Auf diese idyllischen Plätzchen nimmt natürlich die neue Straße keine Rücksicht; hoch oben führt sie am Bergabhang entlang. Der moderne Verkehr zieht allgemach in Togo ein, und wie daheim, so auch in den Tropen,

Abb. 6. **Stadt Akpafu von Süden.** (S. 28)

ist er dem Genuß der intimen Schönheiten der Natur nicht hold.

Auf der Straße droben herrschte emsiges Treiben. Wohl 200 Arbeiter waren beschäftigt, die Fahrbahn zu ebnen, Gräben auszuwerfen, oder Sprenglöcher in Felsen zu bohren. Ein freundlicher deutscher Techniker lud mich in seine Hütte zu einer Erfrischung ein. In traulichem Geplauder verging rasch ein Viertelstündchen. Mein freundlicher Gastgeber begleitete mich noch eine Strecke weit, und dann ging es der Paßhöhe zu. Das erste Zeichen, daß ich dort angelangt sei, war das Häuschen auf dem Hausberg, das freundlich auf die Straße herunter sieht, und das zweite Zeichen sind die schönen Pflanzungen am gegenüberliegenden Bergabhang.

Das Schlafkrankendorf liegt am Ende eines Hochtals, das in die Paßhöhe mündet.

Die Schlafkrankheit wird in der Regel nicht von Mensch auf Mensch übertragen. Die Ansteckung geschieht vielmehr auf folgende Weise: Ein Schlafkranker hat zu bestimmten Zeiten die Parasiten, welche die Krankheit verursachen, im zirkulierenden Blut. Sticht nun einen solchen Kranken eine gewisse Art Tsetsefliege, so saugt diese mit dem Blut einige Parasiten der Schlafkrankheit in sich hinein. In der Fliege finden die Parasiten günstige Bedingungen zur Weiterentwicklung. Die Folge ist, daß wenn diese Fliege nach einiger Zeit einen andern Menschen sticht, nun einige Parasiten aus der Fliege in das Blut des Gestochenen hinübergelangen. Damit ist der Unglückliche mit Schlafkrankheit angesteckt. Wenn also auch ein Schlafkranker seine Nebenmenschen unter gewöhnlichen Umständen nicht mit Schlafkrankheit anstecken kann (außer es gelange etwas von seinem Blut in das eines seiner Nebenmenschen), so ist doch ein solcher Schlafkranker eine sehr große Gefahr für seine Nachbarn, wenn Tsetsefliegen vorhanden sind, durch welche die Ansteckung verbreitet werden kann. Will man also in einem

Abb. 7. **Schlafkrankendorf bei Misahöhe.**

Land die Schlafkrankheit bekämpfen, so müssen neben Maßnahmen, die gegen die Tsetsefliegen gerichtet sind, vor allem die Kranken an einen Ort gebracht werden, an welchem keine Tsetsefliegen vorkommen. Dies ist nun auch wirklich in weitem Umkreis um das Schlafkrankendorf herum der Fall.

Um den Schlafkranken den Aufenthalt im Dorf möglichst angenehm zu machen, erlaubt die Regierung, daß nächste Angehörige der Kranken sie im Dorf verpflegen dürfen, ja sie setzt den Kranken und ihren Pflegern ein Tagegeld aus, das zu ihrer Verköstigung ausreicht. Am Eingang des Dorfs stehen die Gebäude für den Arzt, für Apotheke und Laboratorium. Leider sind diese Gebäude sehr eng und klein geraten. Man merkt daran etwas von der Unterernährung der Kolonie durch das Mutterland. Das Dorf selbst ist sehr nett und regelmäßig angelegt. Zu beiden Seiten der breiten Hauptstraße, welche das Bild zeigt, sind Mangobäume angepflanzt. In etwa sechs Jahren werden sie wohltuenden Schatten und herrliche Früchte spenden. Links im Bild ist eine der beiden öffentlichen Küchen zu sehen. Vor ihr stehen, in den Boden eingerammt, vier ausgehöhlte Baumstämme. In ihnen wird der Reis für die Bewohner gestoßen.

Das Dorf beherbergte damals 78 Schlafkranke. Ueberall herrschte große Reinlichkeit und wohltuende Stille. Es war nicht schwer zu erkennen, daß Kranke und Pfleger sich unter der liebevollen Obhut des Arztes wohl fühlten.

Oberflächlich betrachtet ist das Schlafkrankendorf eine nicht gerade imposante Einrichtung, in Wahrheit aber ist es ein beredtes Zeugnis des Weitblicks, der Humanität und der Energie der Regierung, die vor keiner Schwierigkeit zurückschreckt, wo es gilt, eine Gefahr von der Bevölkerung der Kolonie abzuwenden. Nicht zum wenigsten ist das Schlafkrankendorf und die dort getane Arbeit ein Denkmal hingebender, ernster wissenschaftlicher Arbeit deutscher Ärzte, auf die wir Deutsche mit allem Recht stolz sein können.

Wie mühsam und gefährlich ist zunächst schon das Aufsuchen der Schlafkranken in den infizierten Dörfern! Nur wer die Neger kennt, weiß, was für ein Kapital von Geduld und Klugheit dazu gehört, alle Einwohner zur Untersuchung zu bekommen. Dazu kommt noch die persönliche Gefahr, der man sich aussetzt, indem man längere Zeit in infizierten Dörfern leben muß, um die Untersuchung der Bevölkerung durchzuführen. Die Verantwortung, Schlafkranke zu übersehen und damit weitere Kreise der Bevölkerung der Gefahr, von der schrecklichen Krankheit befallen zu werden, auszusetzen, hat gewiß oft schwer genug auf den tapfern Ärzten gelegen. Trotz allem scheint die Arbeit gründlich getan zu werden.

Von der aufreibenden, eintönigen Arbeit der Pflege der Kranken im Dorf melden nur knappe Berichte und Tabellen. Die wenigsten, die sie lesen, haben eine klare Vorstellung von der gewaltigen Arbeit, die hinter den kurzen Ausführungen und Tabellen steckt.

So arbeiten die Ärzte dort in dem weltfernen Dorf. Sie wenden durch ihre Arbeit die furchtbare Gefahr der Krankheit von den Einwohnern der Kolonie, unberührt von den Lockungen der Welt, die ihnen auf andern Wegen Reichtum und Ehre anbietet. Daneben hindern noch die knappen Mittel und die bedrückende Enge der Laboratorien. Nicht zum letztenmal in Togo bekamen wir aber den Eindruck, daß gerade die Hindernisse, die durch die Unterernährung Togos gegeben sind, nicht nur durch den Fleiß, die Genügsamkeit und Tüchtigkeit der Regierungsbeamten überwunden werden, sondern daß gerade diese Schwierigkeiten zu vermehrter Arbeitsleistung und dem stolzen Gefühl führen, mit den denkbar geringsten Mitteln wirklich Bewundernswertes zu leisten. Wir schieden von dem sonst zu trüben Betrachtungen Anlaß gebenden Schlafkrankendorf mit dem erhebenden Bewußtsein, mit echtem hohen Adel in der Person der dort arbeitenden Ärzte in Berührung gekommen zu sein.

Auch gegen andere Volksseuchen wird in Togo der Kampf so energisch als möglich geführt. Die Bezirksleiter impfen gegen die Pocken, errichten Aussätzigenasyle und sorgen für Isolierung von an Genickstarre Leidenden. So hohe Anerkennung dies aber auch verdient, so ist doch offenbar, daß ein mit der sehr großen Arbeit der Verwaltung der Bezirke beschäftigter Mann ganz unmöglich sich auch noch in genügender Weise der Bekämpfung dieser Krankheiten widmen kann. Es liegt hier ein neues Zeichen der schon erwähnten Unterernährung vor. Nur allein im Bezirk Lome und Misahöhe sind drei Ärzte, außer dem einen im Schlafkrankendorf; nach Atakpame soll einer stationiert werden, die gewaltig großen Bezirke Sokode und Mangu sind noch ohne Ärzte. Mehr Ärzte sind für Togo ein sehr dringendes Bedürfnis.

Vom Schlafkrankendorf sieht man gegen Süden einen steilen Berg, in der Luftlinie etwa zwei Kilometer entfernt. Auf ihm steht das Häuschen, das hinunterschaut auf die Kunststraße durch die Kameschlucht. Ein steiler Weg führt an der Lehne des Berges zu dem einsamen Haus hinauf. Man sah eine Anzahl Männer damit beschäftigt, den Weg in Stand zu setzen. Regierungsrat Dr. Gruner weilte gerade in dem Haus und erholte sich von einem Schwarzwasserfieberanfall, den er vor kurzer Zeit glücklich überstanden hatte. Die Gelegenheit, den hochverdienten Mann kennen zu lernen, ließ ich mir nicht entgehen. Ich wurde mit größter Freundlichkeit aufgenommen, und es entspann sich eine für mich äußerst lehrreiche Unterhaltung, in welcher mir mein liebenswürdiger Gastgeber aus seiner reichen Erfahrung die Wege zeigte, welche zur Entwicklung der Kolonie eingeschlagen wurden. Mit seiner gütigen Genehmigung erlaube ich mir kurz das Wesentlichste mitzuteilen.

Nachdem in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die unbotmäßigen Völkerschaften der Tschakosi und

Dagomba in verschiedenen, für die kleine Schutztruppe siegreichen Treffen gründlich unterworfen waren, wurde als Zeichen der tatsächlichen Unterwerfung in Nordtogo bis nach Atakpame im Jahr 1898 die Fronarbeit eingeführt. Jeder erwachsene, arbeitsfähige Mann hatte drei Tage für die Regierung unentgeltlich zu arbeiten. Dadurch wurde es möglich, trotz der geringen bewilligten Mittel Stationen, Wege, Rasthöfe, Brunnen und Karawanserein zu errichten. Im folgenden Jahre wurde von Herrn Dr. Gruner diese Fronarbeit auch im Misahöhe-Bezirk eingeführt. Es war die allerhöchste Zeit. In der Voraussicht, daß die Einführung dieser Neuerung möglicherweise auf bewaffneten Widerstand stoßen könnte, vermehrte man die Schutztruppe von 24 auf 100 Mann. Es ging haarscharf an Kämpfen vorbei. Einige alte Häuptlinge, die sich nicht fügen wollten, mußten abgesetzt werden. Die siegreichen Gefechte im Norden hatten aber den Leuten Respekt eingejagt, und sie wagten es nicht, offen gegen die Regierung aufzutreten; desto beharrlicher leisteten sie passiven Widerstand. In diesem Zweig menschlicher Tätigkeit leisten unsere Völker hier anerkanntermaßen Bewunderungswürdiges. Es bedurfte großer Festigkeit, wohl auch etwa eiserner Strenge, bis endlich dieser Widerstand aufhörte. Die Fronarbeit wurde zunächst in der Heimat der Leute ausgeführt; später verwandte man die Leute auch für Arbeiten auswärts, doch wurden dann statt acht Tage nur drei Tage verlangt. Seit 1907 werden im Jahr zwei Wochen Fronarbeit verlangt. Schon im Jahr 1906 war deutlich zu sehen, daß die Leute den Nutzen der Fronarbeit erkannten. Ein unerwarteter Gewinn derselben zeigte sich darin, daß die Leute dabei zur Arbeit erzogen wurden. Als direkte Folge dieser Erziehung machte sich zunehmender Wohlstand der betreffenden Stämme bemerklich. Im Jahr 1907 wurde auch im südlichen Teil Togos die Fronarbeit eingeführt.

Da sich nach und nach der Wohlstand gehoben hatte,

war es ein Leichtes, an Stelle der Arbeitssteuer eine Geldsteuer einzuführen. Die Leute freuten sich geradezu, ihre Steuer nunmehr in Geld entrichten zu können. Voraussichtlich kann die Steuer in etwa fünf Jahren in den wohlhabenden Bezirken um die Hälfte erhöht werden. Es muß mit Genugtuung erfüllen, daß es gelungen ist, trotz der geringen Schutztruppe ohne Kämpfe über diese schwierige Zeit hinüberzukommen. Es bedurfte aber einer zehnjährigen, unaufhörlichen, ermüdend einförmigen Arbeit. Jetzt sind es nur noch wenige Hinterwäldler, die den Nutzen der Steuerentrichtung noch nicht einsehen. Die weitaus meisten sehen, daß sie mit der Entrichtung der Steuer erst die vollen Rechte von Untertanen erwerben. Von Steuer und Fronarbeit frei sind die arbeitsunfähigen Männer und solche, die längere Zeit krank waren. Jeder Fronarbeiter und Steuerzahler bekommt eine Bescheinigung hierüber; diese Bescheinigung trägt er überall mit sich. Jeder Polizist kann die Vorweisung dieser Bescheinigung verlangen, und bei Gerichtsverhandlungen haben Kläger und Angeklagte ihre Steuerzettel vorzuweisen. So gibt der Verkehr und die Verwaltung die Mittel an die Hand, wodurch die Steuerleistung überwacht werden kann.

Schon oben erwähnte ich die Pflanzungen, die von der Paßhöhe aus die Nähe des Bezirksamts Misahöhe anzeigen. Auf jeder Regierungsstation sind sehr ansehnliche Länderstrecken mit Versuchspflanzungen angebaut. Wir werden solchen Pflanzungen noch mehreremale begegnen. Im Misahöhe-Bezirk sind solche Pflanzungen in Misahöhe selbst, in Ho und in Kpando angelegt. Außer diesen sind weitere zwölf kleinere Versuchsgärten angelegt, in welchen nur die für die betreffende Landschaft wichtigsten Nutzpflanzen angebaut sind. Eingeborene halten diese Versuchsgärten in Stand. Für diese Arbeit wird ihnen der Ertrag der Gärten überwiesen. Sie sollen dadurch angelernt und ermuntert werden, die für ihre Landschaft passenden Nutzpflanzen selbst

zu ziehen. Hiezu liefert ihnen der Garten kostenlos das Saatgut. Besondern Nachdruck legt die Regierung auf die Anpflanzung von Ölpalmen. So gibt sich die Verwaltung alle erdenkliche Mühe, Nutzbäume in der Kolonie zu verbreiten und solche auch an den Straßen entlang anzupflanzen. Der Straße durch die Kameschlucht entlang sind Mangobäume gepflanzt, und zwar in sehr feinen Arten. Die Kerne der Früchte werden ihren Weg in die entlegensten Dörfer finden. Wo weniger dichter Schatten erwünscht ist, wird eine passende Akazienart den Wegen entlang gepflanzt.

Das alles sind für solche, die auf der Goldküste leben, zum größten Teil neue Dinge. Der Kampf gegen die Schlafkrankheit wird hier sehr lässig geführt, und für die Aussätzigen ist noch kein Asyl errichtet. Ursache für beides ist die große Abneigung der englischen Regierung gegen Zwangsmaßregeln, und doch ist ohne solche der Kampf gegen diese Krankheit nicht möglich. Eine Kopfsteuer gibt es auf der Goldküste auch nicht, was allerdings von den Bewohnern nicht als Nachteil empfunden wird. In neuerer Zeit tut jedoch die englische Regierung auch recht Ansehnliches zur Hebung der Landeserzeugnisse; aber es reicht weitaus nicht hin an die großzügige und weitsichtige Arbeit der deutschen Regierung. Die herrlichen Bestände von Teakholz, von Mahagoni, Ölpalmen, Kautschukarten und einer ganzen Reihe von Nutzhölzern sucht man auf der Goldküste vergebens.

Schon senkte sich die Sonne bedenklich, als ich von dem verdienten Manne Abschied nahm. Noch einen Blick hinunter ins Tal, in welchem die Station Misahöhe lieblich in schönen, sauber gehaltenen Anlagen gebettet liegt, hinaus in die Ebene, aus welcher die weißen Häuser von Agome-Palime uns entgegenleuchten, hinüber an den schönen Gebirgsstock des Agu, von dessen Abhang als kleines, weißes Pünktchen die Bremer Missionsstation Agu herüberwinkt.

Bald ging's in sausender Fahrt die herrliche Straße hinunter; rechts liegt das Bezirksamt zirka 600 Meter abseits der Straße, links unmittelbar neben der Straße rauscht der allerdings etwas bescheidene Schweinfurthfall. Die Straße legt sich in alle Falten des Gebirges, bis sie, rechts abbiegend, nach Agome-Palime hineinführt. Es herrschte noch reges Leben auf den Straßen. Etwas außerhalb des Orts liegt das schmucke Haus des Regierungsarztes, dann reiht sich ein Handelshaus an das andere. Auf einigen Straßen kostete es Mühe, durch das Gedränge zu kommen, weil Kleinhändlerinnen auf offener Straße ihre Waren: Salzfische, Tabak, Zündhölzer, Baumwolltücher, Buschmesser und dergleichen auf Matten ausgebreitet hatten. Für diesen Kleinhandel dürfte wohl die Errichtung einer Markthalle nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Noch eine gute Weile dauerte das bewegte Treiben auf der Straße. Nach und nach packten die Frauen ihre Waren zusammen, und es wurde stiller. Die Faktoreien schlossen ihre Verkaufsläden, und durch den dämmernden Abend ertönte aus irgend einem der benachbarten Handelshäuser ein Grammophon mit weithin schallender, tremolierender Stimme: „Deutschland, Deutschland über alles."

Bei meiner Rückkehr nach Amedschowe fand ich nun auch die beiden mehrfach erwähnten Helden, den Koch Kwaku mit dem gebrochenen Genick und den immer traurigen Kru. Für erstern fand sich der gewünschte Ersatzmann. Wir waren so froh, Ersatz gefunden zu haben, daß wir ein Bedenken, das gegen seine Anstellung sprach, nicht hoch einschätzten. Der neue Koch, Lorenz mit Namen, konnte nur Ewe und ein paar wenige Worte Deutsch. Kru erschien hier als Retter, denn er verstand Ewe. Ein anderes Bedenken war, daß Lorenz fußkrank war; da ihm aber offenbar daran lag, daß er die Reise mit uns machen könne, gab er sich sofort in meine Behandlung und versicherte gleich nachher, er spüre bedeutende Besserung.

Am 27. Januar langten meine beiden Reisegefährten in Amedschowe an. Der eine von ihnen hatte noch als Andenken an die schlechten Wege auf der Goldküste ein Loch gerade über dem linken Auge und eins in seinem Beinkleid mitgebracht. Glücklicherweise war das Loch über dem Auge, durch Splitter des einen Brillenglases verursacht, nicht bedenklich. Das in den Beinkleidern hatte ein kunstverständiger Lehrer schon auf dem Wege mittelst eines rechtwinkelig geschnittenen Einsatzes repariert.

2. Nordwärts.

Am 31. Januar brachen wir auf und reisten nach der letzten Bremer Station Akpafu. Der Weg führt steil den Berg hinab, dann eine Weile am Fuß der Bergkette entlang, bis er sich nach Norden wendet und über eine breite Ebene an den Fuß der Berge von Santrokofi führt. Wie gut ließ es sich auf den schönen Wegen fahren! Die Flüßchen waren alle überbrückt, und der kristallklare Daji war so verlockend, daß wir alle drei ein erquickendes Bad darin nahmen. Wir konnten das wagen, denn glücklicherweise halten sich an seinen Ufern dort keine Tsetsefliegen auf. Durch eine mit schönen Fächerpalmen bestandene Ebene, zur Rechten östlich die Santrokofiberge, zur Linken im Westen die Berge von Ntschumuru, führt der Weg in die neu angelegten Santrokofidörfer. Früher lagen sie hoch oben in den Bergen, wie die Avatime- und Akposodörfer, denn dort waren sie sicher vor feindlichen Überfällen oder konnten doch leicht verteidigt werden. Die Zeiten haben sich aber nun glücklicherweise geändert. Die Regierung sorgt für Frieden, und neue Erwerbsquellen öffnen sich. Im Tal ziehen gute Straßen, und ihnen entlang entwickelt sich Verkehr und Handel. Da kann man nicht mehr droben bleiben, wenn man vorankommen will. Darum sind die Santrokofileute hinab ins Tal gestiegen und bauen sich nun an der Straße

Reistopf.

Abb. 8. **Santrokofi.**

zwei neue Dörfer; aber die Bauart ihrer Häuser haben sie beibehalten. Wie ihre Vorväter bauen auch sie ihre Häuser mit flachen Dächern (Abb. 8). Sie legen auf die Lehmmauern ihrer Häuser zunächst eine Lage starker Baumstämmchen quer, darauf kommt eine engere Lage etwas dünnerer Stämmchen, und längs auf diese wird dann eine 20—25 cm dicke Lehmschicht gelegt. Um das sehr große Gewicht dieser Lehmschicht nicht ganz allein auf den Mauern ruhen zu lassen, werden auf der Längsseite zwei bis vier Stützen außerhalb des Hauses angebracht. Die Wohnhäuser der Leute tragen alle solche flache Dächer, nur die links im Bild sichtbare Markthütte und der kleine Schreinerschuppen rechts ist mit Gras oder Palmblättern gedeckt; doch das sind neumodische Gebäude, die man in den ursprünglichen Heimatdörfern vergeblich gesucht hätte. Als Zeichen ihrer Kunstfertigkeit steht neben der Markthalle ein schöner, aus Lehm geformter Reisbehälter, oben mit einem gefälligen Abschluß, unten mit Öffnungen zum Durchlaß des Regenwassers. Das Ganze ist noch mit heller Holzasche angestrichen. Zugedeckt wird der Behälter mit einem runden, spitzen Strohhut.

Während die Santrokofileute ins Tal gezogen sind, wohnen die Leute von Akpafu noch ruhig in ihrem hochgelegenen Bergsattel, zu dem früher unheimlich steile Wege hinaufführten. Dank der Arbeit von Bremer Missionaren kommt man nun fast mühelos hinauf. Auch die Akpafu bauen ihre Wohnhäuser in derselben Art wie ihre Nachbarn, die Santrokofier, und überall zwischen den Häusern und an den Grenzen der Stadt stehen einzeln und gruppenweise die mit dem Strohhut zugedeckten Reisbehälter der Einwohner. (Abb. 6.) Nördlich von der Stadt liegt auf einer ansteigenden Stelle des Gebirgskamms die Missionsstation. Ihr gegenüber, etwas hinter der Stelle, von wo aus die Stadt aufgenommen wurde, steht ein eigentümliches Bauwerk (Abb. 9), der Hochofen von Akpafu.

Auch er hat ein flaches Dach wie die Wohnhäuser der Stadt, und über seiner Mündung ist ein kleines Strohdächlein errichtet. Der Ofen hat einen sehr dicken Lehmmantel, in welchem seitlich einige Zuglöcher angebracht sind. Nicht nur die äußere Form des Ofens selbst ist sehr verschieden von den Öfen, die wir später in Banyeli kennen lernen werden. Die Santrokofi- und Akpafu-Eisenschmelzer sind aber vielseitiger als ihre Kollegen in Banyeli. Sie schmelzen nicht nur das Eisen, sondern sie schmieden es auch gleich, und zwar darf das nur mit von ihnen selbst angefertigten eisernen Keulen geschehen. Eisenschmelzen und Eisenschmieden sind mit einer Reihe uralter Gebräuche umgeben, und Meister und Gesellen sind durch eine sorgfältig gehütete Innung verbunden.

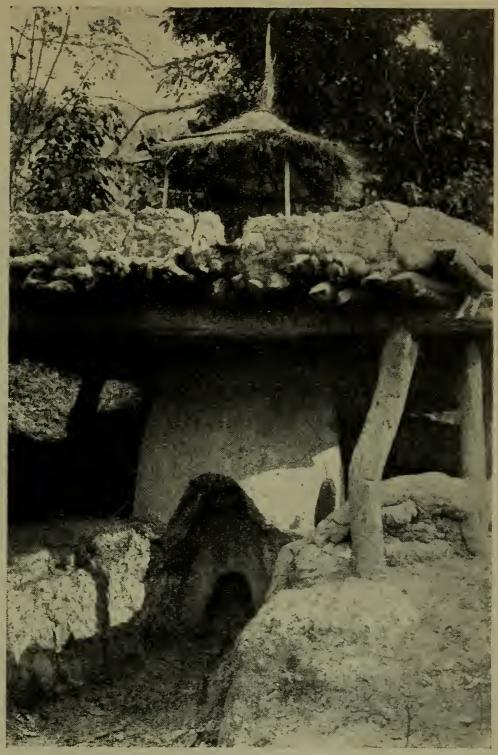


Abb. 9. **Hochofen in Akpafu.**

Vom Garten des Missionshauses aus hat man eine prächtige Fernsicht nach Westen auf das breite Tal am Fuß

des Bergzuges, auf dem Akpafu liegt, und auf die Berge von Boem und Atschumuru, nach Süden auf die Ebene, über welche wir von Amedschowe her gereist waren, und die Berge von Avatime, auf die Stadt Akpafu und den hinter ihr steil aufsteigenden, etwa 250 Meter höheren kegelförmigen Berg, an welchem die Viehherde der Station weidet. Nach Osten breite Täler und das Togogebirge, fern im Südwesten die Fortsetzung der Bergkette, auf welcher Avatime liegt, durch welche die Kameschlucht führt und die nach Nordosten in der Richtung gegen Atakpame hin zieht. Drunten im westlichen Tal wütete ein gewaltiger Buschbrand. Man hörte das Prasseln der Flammen und das Geknatter der berstenden Grashalme. Die erhitzte Luft trug die verkohlten Blätter von Gras und Sträuchern bis zu uns herauf. Diese Brände werden zum Teil durch fleischgierige Jäger angezündet, die dann den Brandherd umstellen und alles ohne Wahl niederschießen, zum Teil durch Bauern, die auf diese Weise ihr Feld vorbereiten. Nicht nur zahllose junge Vögel fallen solchen Bränden zum Opfer, sondern auch eine Menge junges Wild.

Bei solchen Gelegenheiten werden oft ganz junge Antilopen gefangen, die zwar Kraft genug haben, dem Feuer zu entrinnen, aber nicht schnell genug sind, den Jägern zu entlaufen. Vor drei Jahren war ein solches Tierchen den Missionaren in Akpafu gebracht worden. Sie hatten es groß gezogen, und das Tierchen, eine weibliche Schirrantilope, war gediehen. Eine Woche vor unsrer Ankunft war sie durch die offen gebliebene Tür ihres Geheges entflohen, und der Jammer darob war sehr groß. Drei Tage später stellte sich aber das Tier bei Nacht wieder ein und spazierte willig in sein Gehege.

Von Akpafu hätten wir nun einen ganz ordentlichen Weg über Worawora nach Kratschi gehabt, aber durch ein Mißverständnis glaubten wir, unser Weg gehe über Tapa. Der Weg dorthin führt durch eine Anzahl Dörfer, in denen

Leute wohnen, die unsern Stämmen auf der Goldküste verwandt sind und auch Tschi sprechen. Die Basler Mission hat sie früher jahrelang bedient, und darum war die Freude der Christen in Gyeasekang und Worawora groß, als wir bei ihnen zu kurzem Gruß abstiegen. Alte Patienten kamen, um für ihre Heilung Dank abzustatten. Leider ist in diesen Dörfern schon viele Jahre die Schlafkrankheit heimisch. Die von der Krankheit Ergriffenen sind indes alle in dem Schlafkrankendorf bei Misahöhe untergebracht.

Wohl hatten wir gehört, daß der Weg von Worawora nach Tapa schlimm sei, aber er übertraf unsere Befürchtungen bei weitem. Zwar führte er zuerst gar friedlich durch schöne Kakaopflanzungen, sodaß wir uns nach der Goldküste zurückversetzt fühlten, aber bald änderte sich das Bild. Die Gegend wurde unfruchtbarer, der Weg führte weite Strecken über bloße Felsen, die noch die Sonnenhitze kräftig ausstrahlten, obschon die Sonne bereits eine Weile hinter dem Kamm des Berges verschwunden war, und endlich führte er über steile Steinplatten bergan, so steil, daß wir alle mehreremal zu Fall kamen. Die Dunkelheit war zudem hereingebrochen, und nur die Blitze eines heraufziehenden Gewitters zeigten uns, wo unsere Füße Halt finden konnten. In der Nähe des Kammes kamen wir in Wald, und da wurde die Finsternis undurchdringlich. Von den Leuten, die unsere Räder trugen, ging einer voraus und rief nach dem nahen Tapa hinüber, der Häuptling möge Laternen schicken, da drei Europäer auf dem Wege seien. Nach kurzer Zeit wurden drei Laternen gebracht, und nun ging's durch eine kurze, aber fast senkrechte Felsschlucht, ein sogenanntes Kamin, hinunter und in das ganz nahe gelegene Dorf. Drei Europäer auf einmal einziehen zu sehen, war ein seltenes Schauspiel für Tapa. Jung und alt war auf der Straße und folgte uns ins Häuptlingsgehöft, wo wir uns vorstellten und unsern Dank für die so willkommenen Laternen abstatteten. Weder unser neuer Koch Lorenz noch Kru war auf-

getaucht, und wo unsere Moskitonetze waren, das wußte natürlich niemand; aber in dem kleinen Schulhaus, das zugleich als Kapelle dient, fanden wir Unterkunft. Der Lehrer, ein Angestellter der Bremer Mission, tat sein Möglichstes. Die Lehrersfrau kochte uns ein Nachtessen von Jams und einer etwas sehr abgelagert schmeckenden Antilopenkeule; sogar Tee braute sie uns. Den Mangel an Tellern, Eßgeräten und Tassen ersetzten wir mit gutem Humor auf verschiedenste Weise. Nachdem wir auch noch Gelegenheit gehabt hatten, die Christen zu begrüßen, ihnen den Zweck unsrer Reise auseinanderzusetzen und eine kurze, von Herzen kommende Andacht mit ihnen zu halten, brachte der Lehrer unsere Betten, in Gestalt eines Brettes für den längsten von uns, einer Leiter für den zweitlängsten und eines verkrachten Feldbettes für den Kleinsten unter uns. Diesmal hatte ich keine Ursache zu bedauern, daß ich nicht so groß bin wie meine beiden Gefährten.

Früh morgens — wir waren alle merkwürdig früh munter, wozu wohl die „Betten" ihren Teil dazu beigetragen hatten — verabschiedeten wir uns von unsern freundlichen Wirten und stiegen aus diesem Felsennest herunter, auf Wegen, die dem gestrigen Aufstieg ebenbürtig waren. Auf der breiten Straße Kpando-Kratschi ging es dann besser. Wir freuten uns, die Räder wieder benützen zu können. Wir hatten es auch nötig, denn noch lagen 76 Kilometer bis nach Kratschi vor uns. Die Straße führte durch Gegenden, die immer mehr den Charakter lichter Baumsavanne annahmen. Das Flüßchen Asuoko kam uns sehr gelegen; sein klares, über Quarz- und braunes Achatgeröll fließendes Wasser schmeckte gar herrlich. Jenseits kamen wir bald an den Rasthof Akoroso. Ihm gegenüber, jenseits der Straße, liegt das Grab eines braven Deutschen, des weiland Dr. phil. Emil Küster, der hier in einsamer Savanne sein Leben im Dienste Togos ausgehaucht hat.

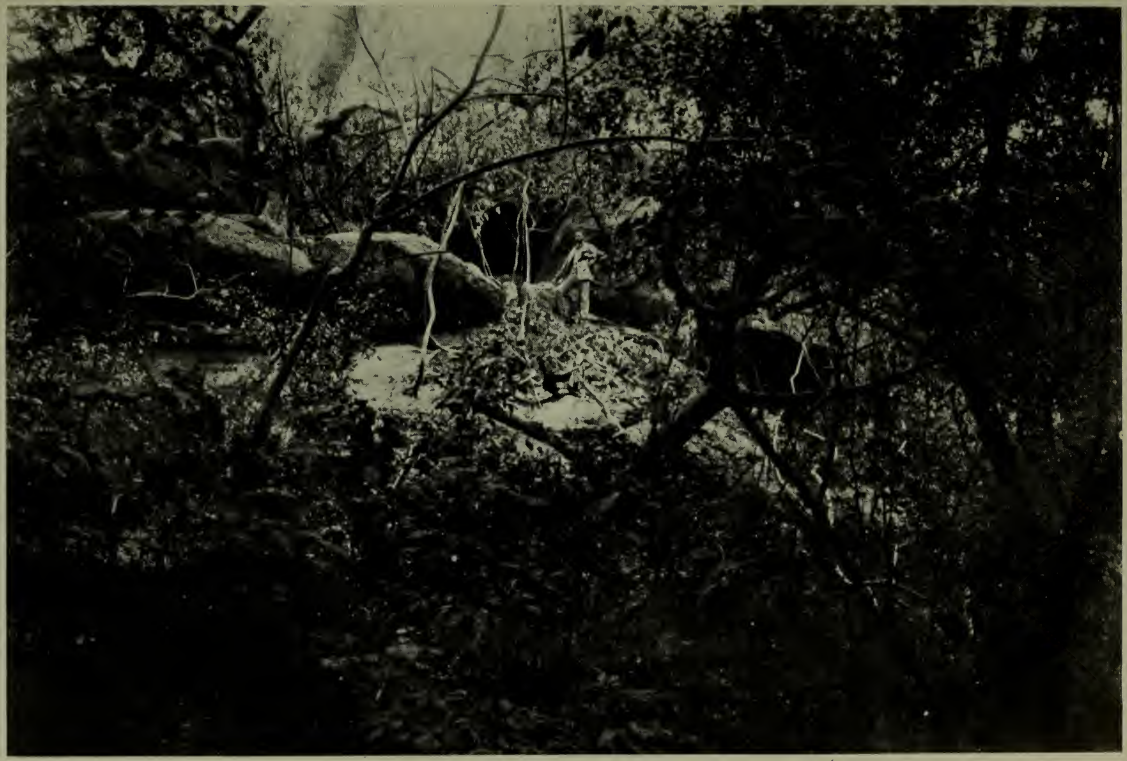


Abb. 10. **Höhle des Odente bei Kratschi.** (S. 37)

Immer unfruchtbarer und öder wird die Gegend. Große dunkelgraue Felsen liegen oft völlig flächenhaft neben der Straße und strahlen die in ihnen aufgespeicherte Sonnenhitze aus. Das Gras der Savanne ist dürr oder auf große Strecken hin abgebrannt. Müde und durstig kamen wir nach Apaso. Sofort versammelte sich fast die gesamte Bewohnerschaft um uns. Man brachte uns herrliches Wasser aus dem nahen Volta, und wir freuten uns, mit den Tschi sprechenden Einwohnern traulich verkehren zu können. Es sind meist kräftige Leute, die mit Mühe dem Boden ihren Unterhalt abringen; unter ihnen lernten wir einen Jäger kennen, der sich sogar an Elefanten und Löwen gewagt hat. Wie konnten wir anders, als ihnen etwas von Gottes Liebe, die uns glücklich und fröhlich macht, zu sagen! Wir hatten an ihnen aufmerksame Zuhörer und schieden als Freunde voneinander. Nach 50 Kilometer Fahrt kamen wir nach Otiso, am Ufer des schönen Oti, der hier wohl 200 Meter breit ist, und dessen klares, tiefes Wasser zwischen etwa sechs Meter hohen Ufern kaum merklich dahinfließt. Im Rasthaus ruhten wir ein wenig. Eine Negerfrau kochte uns einen herrlichen Flußfisch mit Jams.

Bei der Suche nach der Frau fand ich in einer Hütte eine originelle Fischharpune. Neben einem kräftigen Bogen hingen in einem Köcher verschiedene Pfeilschäfte von Schilfrohr; in einem davon steckte ein konisches Stück Holz, und in diesem eine mit starken Widerhaken versehene Pfeilspitze. Eine starke Schnur ging von dieser Spitze aus und war sorgfältig und schön um den Schaft des Pfeils gewickelt. Der Pfeil wird auf einen Fisch abgeschossen, der sehr leichte Schaft verläßt infolge des Auftriebs das konische Stückchen Holz, in welchem die Harpune steckt, und bringt so die Schnur an die Oberfläche, wo sie eingeholt und damit der Fisch heraufgezogen werden kann.

Bald nahm ich Abschied von meinen Gefährten und wollte in Kratschi für uns Quartier bestellen, da wir unsere

Ankunft nicht hatten anmelden können. Die Hitze und Trockenheit setzten mir aber gewaltig zu, und als ich ziemlich erschöpft den von der liebevollen Missionsfrau in Akpafu mir mitgegebenen Proviant verzehren wollte, überfielen mich eine Menge kleiner Bienen, setzten sich mir in die Ohren, die Augen, die Haare und wo sonst noch Platz vorhanden war, sodaß ich mich so rasch als möglich aus dem Staube machen mußte. Die Trockenheit hatte hier ganz ungewöhnliche Grade erreicht. Einige Kilometer vor dem deutschen Bezirksamt Kete-Kratschi steht eine Mangoallee der Straße entlang. Viele Blätter waren durch die Trockenheit abgefallen, und diese zersprangen in viele Stücke, wo sie unter meinen Fuß oder unter das Rad kamen, mit einem so lauten Geräusch, daß es geradezu schmerzhaft in den Ohren empfunden wurde. Wiederholt bemerkte ich kleine Windwirbel, durch die trockene Blätter aus den an die Straße angrenzenden Pflanzungen hoch in die Luft hinaufgetragen wurden. Beim Anstoßen aneinander und an die Stämmchen der Bäume wurde ein Geknatter verursacht wie bei einem Grasbrand, wenn die Glieder der Grashalme durch die Hitze bersten. Der damalige Bezirksleiter nahm mich mit großer Freundlichkeit auf und lud uns ein, seine Gäste zu sein. Er hat uns in den Tagen unsres Aufenthalts in Kratschi sehr große Dienste geleistet; nicht nur haben wir seine Gastfreundschaft genießen dürfen, sondern er hat uns auch mit Trägern für unsere Sachen versorgt und sie mit einer schneidigen Ansprache zur rechten Zeit auf den Weg gebracht.

Im englischen Kratschi, das auf dem rechten Ufer des Volta liegt, wurde uns von Kaufmann Hutter und dem englischen Regierungskommissar sehr viel Freundlichkeit erwiesen. Im Hause des letztern konnten wir auch die aus verschiedenen Gebieten der Goldküste hieher gezogenen Christen unserer Gemeinden am Sonntag um uns versammeln und mit ihnen Gottesdienst halten. So sehr wir

während unsres Aufenthaltes in Kratschi unter der Hitze zu leiden hatten, so freundlich waren die Tage für uns. Unsere Traglasten waren kurz vor uns auf dem Wasserweg den Volta herauf angekommen und mußten nun zum Teil umgepackt werden. Unsere Räder machten uns Sorgen, denn ein Luftschlauch nach dem andern wurde an der Stelle, wo er zusammengesetzt war, undicht.

Was Kratschi weit und breit berühmt gemacht hat, ist die Gottheit Odente. Früher wohnte sie in einer Höhle bei dem Dorf Late auf der Goldküste; sie wurde aber dort von vorwitzigen Leuten dadurch beleidigt, daß sie unversehens sie aus ihrer Höhle hervorzogen. Bei der Gelegenheit sah man, daß die Gottheit ein Mensch sei, dem eine hier und anderswo häufige wüste Krankheit seine Nase zerstört hatte. Er rächte sich für den ihm angetanen Schimpf auf seine Weise und floh dann nach Kratschi. Seine Macht und sein Ansehen wußte der schlaue Betrüger sehr rasch zu mehren. Er schreckte nicht vor Giftmorden und andern Greueltaten zurück, bis ihn endlich die Regierung ergreifen und erschießen ließ.*) Trotzdem überdauerte ihn sein Einfluß, und jetzt noch stehen in sehr vielen Dörfern der Goldküste bis nach Asante hinein und in vielen Dörfern in Togo Ableger dieser Gottheit in Gestalt von kegelförmigen Lehmhaufen, unter denen nicht selten die Gebeine eines bei seiner Errichtung dargebrachten Menschenopfers liegen. Der Bezirksleiter war so freundlich, uns auf einem Dienstgang, den er zu der Höhle, in welcher die Gottheit wohnen soll, zu machen hatte, mitzunehmen. Der Weg zu ihr führt auf dem linken Ufer des Volta einer Flußterrasse entlang, etwa einen Kilometer flußabwärts. In den dort stehenden Galeriewald ist eine breite Straße gehauen. Das Bord der Flußterrasse ist von mächtigen grauen Gneisfelsen gebildet, die regellos

*) Siehe Traktat: „Der Fetisch Odente." (Missionsbuchhandlung Basel.)

übereinander aufgeschichtet die 15 Meter hohe, landwärts gelegene Wand der Flußterrasse bilden.

Solche mächtige Gneisblöcke sind das eigentliche Wahrzeichen von Kratschi. Mit ihren abgeschliffenen Formen machen sie den Eindruck von riesenhaftem Flußgeschiebe. Durch eine breite Anhäufung dieser Felsmassen staut sich der Volta etwa zwei Kilometer oberhalb Kratschi, bildet dort eine seeartige Erweiterung und zwängt dann seine Wasser in vielen kleinen Wasserfällen und Stromschnellen durch das Felslabyrinth. Bis hinunter nach Kratschi fassen Felsblöcke den Lauf des Flusses ein und liegen zu beiden Seiten bis weit ins Land hinein. Sie bilden die Luftheizungsanlage von Kratschi und bedingen durch ihre bis tief in die Nacht hinein fortdauernde Ausstrahlung der tagsüber aufgenommenen Sonnenwärme die beständig hohe Temperatur von Kratschi. Das Hindernis der Schiffahrt durch diese Felsen ist auf der englischen Seite durch eine sehr bescheiden aussehende Eingeleisebahn bis zu einem gewissen Grad überwunden.

Natürlich sind zwischen den Gneisblöcken viele größere oder kleinere Höhlen und spaltartige Zwischenräume. Ein solcher Zwischenraum, der den Vorteil dreier Ausführungsgänge hat, einen landeinwärts und zwei flußwärts, wurde von dem schlauen Fetischpriester als Wohnung des Fetisches erklärt. Die Beschaffenheit dieses Raums und seiner Zugänge bot die Möglichkeit, jederzeit geheimnisvoll zu erscheinen oder zu verschwinden, wie es die Lage der Dinge erforderte. Der eine breite Zugang flußwärts war mit Steinen und Lehm bis auf einen schmalen Spalt oben zugemauert, und vor diese Mauer war ein weißes, baumwollenes Tuch gehängt. Der zweite, flußwärts gelegene, sehr verdeckte Eingang war frei. Beim Betreten des schmalen, in aufsteigender Richtung zur Höhle führenden Ganges erhob sich ein mächtiges Brausen. Es war verursacht durch zahllose große Fledermäuse, die in der Höhle und im engen Gang

geschlafen hatten und nun das Weite suchten. In der Höhle selbst lagen einige Haufen leerer Schnapsflaschen, ein paar rostige eiserne Schellen, wie sie von den eingeborenen Ausrufern gebraucht werden. In einer Schale lagen zugedeckt ein paar Knochen eines jungen Pavians. Der landeinwärts gelegene Zugang ist durch den auf der Höhle liegenden Felsen und durch Gebüsch vollständig den Blicken der unten auf der Flußterrasse Stehenden entzogen. Es ist fast unglaublich, wie die Taschenspielerkünste des Odentepriesters und seiner Gehilfen in einem solchen Umfang die Bevölkerung im Bann hielten. In etwas läßt sich dieser Einfluß vergleichen dem Einfluß der Kasperltheater auf die Jugend. Der Vergleich läßt sich leicht weiter führen. Der freie Platz auf der Flußterrasse drunten entspricht dem Zuschauerraum, der Fels vor der Höhle der Bühne, die Höhle selbst und ihre geheimen Eingänge dem geheimnisvollen Innern eines solchen Theaters. Der großartigen, wilden Realität dieses Theaters entspricht die grause Wirklichkeit der vom Priester der Gottheit im Namen des Fetisches begangenen Morde und Greuel. Gott sei Dank, daß dieses entsetzliche Theater von starker Hand für immer geschlossen ist! Abb. 10 zeigt die Höhle; in der Mitte zwischen meinen beiden auf dem Felsen stehenden Gefährten befindet sich der vermauerte breite Eingang, rechts von dem in ganzer Figur sichtbaren Missionar Groh führt der geheime Weg von vorn in die Höhle. Das Bild ist vom „Zuschauerraum", der Flußterrasse aus aufgenommen.

Die ausgedehnten Nutzholzpflanzungen in der Nähe des Bezirksamtes hatten sehr unter der Hitze und großen Trockenheit gelitten, so die schönen Mangoalleen, welche den Straßen entlang gepflanzt waren, und es erforderte beständige Wachsamkeit, um sie vor plötzlich ausbrechenden Grasbränden zu schützen. Es war zwar ein breiter Streifen außerhalb der Pflanzungen von Gras befreit, aber trotzdem war es vorgekommen, daß eine Teakpflanzung durch Flugfeuer

eines nahen Grasbrandes verheert worden war; sogar die bedeutende Ortschaft Kete kam während unsres Aufenthalts in Kratschi in Gefahr, in Flammen aufzugehen. Die vom Bezirksleiter alarmierte Schutztruppe konnte das Unglück mit Mühe abwenden.

3. Von Kratschi nach Jendi.

Am 8. Februar erschienen die Träger für unsere Sachen. Der Bezirksleiter hatte sie für uns gütigst requirieren lassen, und als ihr Sprecher sich erlaubte, zu bemerken, daß sie der Meinung seien, es sei heute zu spät zum Aufbruch, hielt unser freundlicher Gastgeber eine so schneidige deutsche Ansprache an sie, daß alle Bedenken sofort verstummten und die Leute schnellstens ihre Traglasten auf die Köpfe nahmen und sich schleunigst auf den Weg machten. Den Schluß des Zuges machte Kru mit Lorenz, seinem Freund, unserm Koch. Beide waren zwei Tage nach unsrer Ankunft auch in Kratschi eingetroffen, und obschon mir Lorenz auf meine Frage, wie es gehe, lakonisch erwiderte: „Fuß kaput", so konnte er nun doch wieder ganz ordentlich marschieren.

Am 9. Februar nahmen wir Abschied von unsern freundlichen Gastgebern, und nun fing unsere eigentliche Reise an. Es war ein herrlicher Morgen, an dem wir vom Bezirksamt weg auf der schönen Straße durch Kete und dann ins Land hineinfuhren. Sehr häufig begegneten uns kleine Karawanen, Treiber mit lasttragenden Eseln. Siebzehn Kilometer vom Bezirksamt kamen wir nach Tariaso, nach weitern 28 Kilometern nach Kwadjiso. Die Einwohner sind Tschi sprechende, also den Goldküstenegern verwandte Stämme. Kwadjiso heißt Faulpelz, und es schien uns, als ob der Name auf den größten Teil der Einwohner nicht übel passen würde, wenigstens sahen die Dörfer und Häuser ganz darnach aus. Die Gegend war nicht mehr so ausgedörrt, wie um Kratschi herum, es fehlten auch die schlimmen Hitzespeicher, jene grauen Gneisfelsen, die uns

Abb. 11. **Rasthof Katiageli.**

so viel überflüssige Wärme abgegeben hatten. In der Baumsavanne zu beiden Seiten der Straße fing es an zu sprossen und zu grünen. Ein niedriger Baum erfreute uns besonders mit schönen hellvioletten, in Rispen stehenden, zarten, glockenförmigen Blüten mit herrlichem Himbeerduft.

In Kratschi war unser Dolmetscher, der eingangs erwähnte Katechist Seku Ramseyer, von Kumase kommend, zu uns gestoßen. Sein Fahrrad sollte uns gleich aus einer großen Verlegenheit helfen. Als wir nämlich am nächsten Morgen wohlgemut in die im Frühlicht erstrahlende Landschaft hineinfuhren, bemerkte ich plötzlich, daß das eine Pedal meines Rades sich gelockert hatte. Der sofort angestellte Versuch, es wieder festzuschrauben, mißlang, denn schon war das Gewinde sehr schadhaft geworden. Um dasselbe nicht ganz zu verderben, blieb nichts übrig, als das Pedal ganz zu entfernen und zu hoffen, daß es gelinge, in Bimbila oder doch in Jendi Schlosserwerkzeuge zu finden, mittelst deren es gelingen möchte, den Schaden zu beseitigen. Bis dorthin mußte ich daher unsers braven Dolmetschers Rad brauchen. Nur mit einem Pedal zu fahren, ging wegen des Freilaufs nicht. Nach 37 Kilometern kamen wir in das ärmliche Dorf Katiageli, bei dem ein sehr netter Rasthof steht, in welchem wir ganz gut aufgehoben waren.

Jeder in Togo Reisende wird Ursache haben, das Lob der Rasthöfe zu singen; denn nicht alle können sich den Luxus erlauben, ein Zelt mitzuführen. Abb. 11 zeigt den Rasthof in Katiageli, und nebenstehender Grundriß mag zum Verständnis des Bildes etwas beitragen. Der Hof ist mit einem soliden Zaun von eingerammten Pfählen eingefriedigt; vorn beim Eingang von der Straße her steht die große Rundhütte für den Reisenden, den Seiten entlang einige kleinere für Küche, Koch und Diener. Ganz links im Bild sieht man eine Anzahl kräftiger Bohlen am Zaun aufgebaut; sie sind für Reparatur der Brücken auf der nächstliegenden Strecke bestimmt. Diese Rasthöfe sind von

den Häuptlingen der Dörfer zu erbauen und zu unterhalten; auch für die Bedürfnisse der Reisenden haben die Häuptlinge gegen angemessene Entschädigung zu sorgen. Die Rundhütten bieten reichlichen Raum. Weil aber das Dach die Mauern nicht gegen die Bestrahlung durch die Sonne schützt, erwärmen sich die Mauern beträchtlich und halten die Temperatur in der Hütte bis in die Nacht hinein auf ziemlicher Höhe. Durch einen Anstrich mit heller Holzasche bekommen die Hütten ein recht freundliches Aussehen.

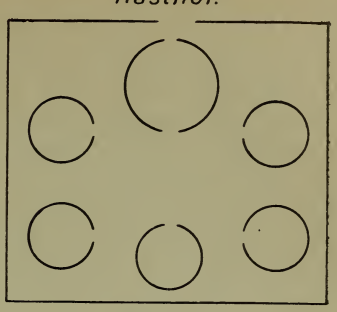


Abb. 12.
Grundriss des Rasthofs.

Von Kratschi an ist das Land sehr eben, weder überschreitet man Berge, noch sind welche in der Nähe. Die prächtige Straße führt schnurgerade nach Norden und steigt nur über wenige meterhohe Bodenerhebungen, die mehrere Kilometer auseinander liegen. Dementsprechend zeigt sich auch der Pflanzenwuchs. Palmen sind längst verschwunden, in der lichten Baumsavanne vermißt man die schönen, hohen Riesenbäume der südlich gelegenen Gebiete, der Baumwuchs erinnert an denjenigen in Europa in lichtem Laubwald von 20- bis 30jährigen Eichen. An solche Bäume erinnern besonders die immer häufiger werdenden Schibutterbäume. Ihre Früchte in der Größe von kleinen Äpfeln bestehen aus einer äußern saftigen und sehr wohlschmeckenden Fleischhülle, und einem Kern von etwa Dattelgröße, aus welchem durch Zerquetschen und Auskochen ein vorzügliches Pflanzenfett gewonnen wird. Ein anderer, ebenso geschätzter Baum, die Parkia afrikana, der Dawadawabaum wird immer zahlreicher. Es sind zu ansehnlicher Größe heranwachsende schöne Bäume mit paarig gefiederten Blättern. Die

Blüten stellen rote Kugeln von 4—6 cm Durchmesser dar. Sie sind gebildet durch einen dickkolbigen Blütenboden, auf welchem unzählige, kleine, rote Blüten in feinen Spirallinien stehen. Diese roten Kugeln hängen an 20 bis 25 cm langen derben Stielen. Die Früchte sind 20—30 cm lange Schoten; diese enthalten kleine, bohnenförmige Kerne, die in eine intensiv gelbe markähnliche Masse eingebettet sind. Von der Rinde des Baumes und besonders aus den leeren Schoten wird durch Abkochen ein Saft gewonnen, der, auf die Fußböden und Mauern der Häuser gestrichen, sich innig mit dem Lehm verbindet und ihn hart und staubfrei macht. Ist der Lehm der Mauern und der Fußböden vorher sorgfältig geglättet worden, so bekommt er durch einen solchen Anstrich etwas wie eine Politur. Diesem Saft verdanken die Dörfer und Rasthöfe der nördlichen Gebiete ihr sauberes, fast schmuckes Aussehen. Doch damit ist der Nutzen der Parkia noch nicht erschöpft. Das gelbe Mark der Schoten wird getrocknet, in Holzmörsern gestoßen und bildet dann ein sehr feines, gelbes Pulver, das an Safran erinnert und von recht angenehmem Geruch ist. Mit etwas Wasser angerührt bildet es eine sehr beliebte, gesunde Volksnahrung. Die Kerne der Schoten endlich werden mit einigen andern Pflanzenstoffen, deren Herkunft ich nicht feststellen konnte, zu braunen Fladen oder Kugeln geformt und als sehr geschätzte Suppenwürze gebraucht und in beträchtlichen Mengen an die südlicher wohnenden Stämme verkauft. Ein Neger kennt nichts Höheres als eine mit diesem Stoff, dem Dawadawa, versetzte Suppe. Europäischem Geschmack dürfte der Zusatz weniger behagen.

Am nächsten Tag verließen wir das Gebiet der Tschi sprechenden Neger und betraten das Nanumbaland. Das erste Nanumbadorf an der Straße heißt Kpandae und liegt 8 Kilometer nördlich von Katiageli. Wir reisten aber noch 21 Kilometer weiter bis zum nächsten Rasthof in Wulendschi.

Die Nanumba sind das erste Volk, mit dem wir uns zu beschäftigen haben im Blick auf eine unter ihnen zu eröffnende Mission. Ihr Gebiet reicht von Kpandae im Süden bis nach Adibo im Norden, vom Kulukpene im Westen bis zum Oti im Osten. Der kleine Stamm zählt annähernd 20 000 Menschen. Sie sind mit den nördlich von ihnen wohnenden Dagomba (richtiger: Dagbamba) sehr nahe verwandt; ihre Sprache ist ein Dialekt des Dagbane, der Sprache der Dagomba. Die Hauptstadt ihres Stammes ist Bimbila.

Die Männer tragen aus derbem einheimischem Baumwollstoff verfertigte, hemdenartige Leibröcke, die bis in die Nähe der Kniee reichen, oder sie schlagen ein großes Stück einheimischen oder eingeführten Baumwollstoffs um den Körper und über die linke Schulter. Frauen tragen solche Tücher über die Brust oder den Leib geschlungen. Nicht selten sieht man die weiten Beinkleider und Leibröcke, wie sie die mohammedanischen Hausa und Fula tragen.

Bald nach unsrer Ankunft in Wulendschi erschien der Stellvertreter des Häuptlings mit zahlreichem Gefolge. Er beschenkte uns mit einem Huhn und vielen Jamswurzeln. Wir machten gleich nachher unsern Gegenbesuch und fanden den Häuptling selbst in der Eingangshütte zu seinem Gehöft auf einem erhöhten Platz zwischen mächtigen, mit Leder überzogenen Kissen mit untergeschlagenen Beinen am Boden sitzen, um ihn herum seine Unterhäuptlinge. In der andern Hälfte der sehr geräumigen Rundhütte stand sein Pferd, mit einer Glocke am Hals, gemächlich kurz geschnittene Halme von Sorgum kauend. Das Häuptlingsgehöft in Wulendschi ist charakteristisch für die Bauart der Nanumba. (Abb. 13 und 14.)

Die Eingangsöffnung zur großen Rundhütte, in welcher wir den Häuptling trafen, ist sauber in Lehm modelliert und mit Dawadawa gut getränkt. Solange der Lehm der Einfassung noch weich war, hat man allerlei Scherben von

Abb. 13. **Häuptlingsgehöft in Mulendschi.**

Tellern und Tassen darein gedrückt, und zwar in recht netter, symmetrischer Anordnung. Das große Grasdach trägt in einigen auf der Spitze angebrachten Zweigen ein Straußenei als Zeichen der Würde des Hausbesitzers. Tritt

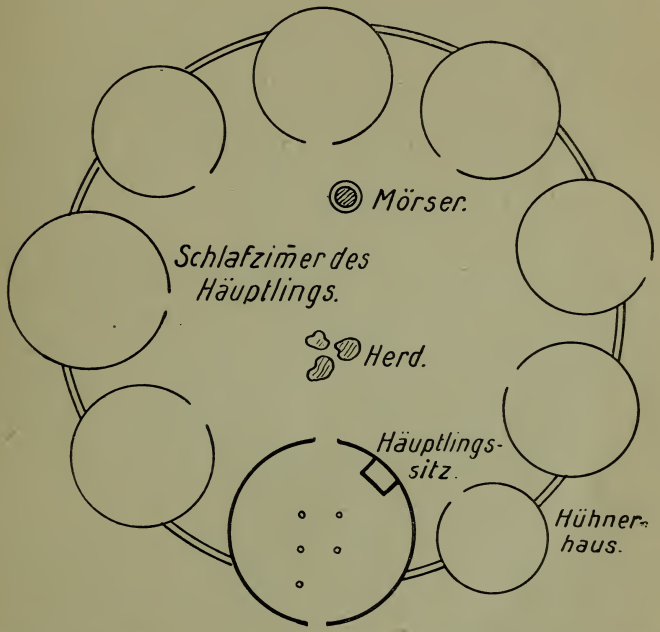


Abb. 14. **Grundriss des Häuptlingsgehöftes in Mulendschi.**

man durch die der Eingangsöffnung entgegengesetzte Öffnung der Hütte in den innern Hof, so sieht man im Kreis weitere Rundhütten, die durch eine Ringmauer mit der großen Eingangshütte verbunden sind. Alle diese Hütten haben nur eine Türöffnung in den Hof, nur eine Hütte hat eine solche nach außen. Fensteröffnungen sind nicht angebracht. Im Hof steht ein hölzerner Mörser und liegen

ein paar Steine, die den Herd vorstellen. Ähnlich, nur etwas bescheidener, sind die Gehöfte der Nanumba überall gebaut.

Die Dächer werden mit einer ziemlich feinen Grasart gedeckt. Das Gras wird in großen Bündeln in die Dörfer gebracht und hier mit Hilfe von Strohbändern in kleinen Büschelchen zu langen Streifen geordnet; diese Streifen werden dann in mehrfachen Lagen auf das Dachgerüst von Stangen gelegt, die auf einem kräftigen, im Zentrum der Hütte in die Erde eingerammten Pfahl befestigt werden, während sie außen auf der Mauer aufliegen. (Abb. 13.) Ist die Hütte sehr groß, so werden die Dachsparren auf ein von vier und mehr starken Pfählen getragenes Gerüst aufgelegt.

Schon hier bemerkt man, daß der Mohammedanismus einen recht bedeutenden Einfluß auf die Nanumba ausgeübt hat. Der Imam von Wulendschi besuchte uns. Wir waren überrascht über sein schmales, intelligentes Gesicht und sein geradezu feines Benehmen. Uns die Moschee zu zeigen lehnte er aber höflich ab, da sie sich wohl in wenig vorteilhaftem Zustand befinden mochte; dagegen schickte er uns die besten Stücke eines frisch geschlachteten Schafes als Geschenk.

Auf einem freien Platz in Wulendschi steht ein annähernd zylindrischer, hohler Lehmbau von Mannshöhe. Unten ist eine kleine Öffnung, in welcher noch Asche lag; in etwas mehr als halber Höhe war eine Art Rost angebracht. Wir ließen uns sagen, daß das einer der öffentlichen Öfen sei, worin die Kerne der Schibutterbäume ausgekocht und so die Schibutter gewonnen werde.

Auf unsere Einladung hin kamen etliche Einwohner, um Mittel gegen ihre Krankheiten zu erhalten. Außer einigen Tuberkulösen und Syphilitischen fielen die zahlreichen an chronischer Bindehautentzündung Leidenden auf. Dem Mangel an Flaschen, um die Medizinen aufzubewahren, halfen die Leute dadurch ab, daß sie mir Flaschenkürbisse

Abb. 15. **Häuptling von Bimbila.**

von zwei und mehr Liter Inhalt brachten. Als Dank für empfangene Medizin schickte uns ein Patient eine große Kürbisschale frischer Kuhmilch, die uns trefflich mundete. Viele Nanumba haben kleine Herden von Rindvieh, aber es fehlt noch viel, bis sie eine rationelle Viehzucht zu betreiben wissen. Die schädlichen Folgen der Inzucht scheinen von ihnen noch nicht genügend erkannt zu sein.

Am nächsten Tag passierten wir das sehr schön auf einer etwas höhern Bodenwelle gelegene Nakpayeli. Schon von weitem fielen die mächtigen Affenbrotfruchtbäume und dicht belaubten Schattenbäume auf. Letztere stehen auf der Straße, und auf den zahlreichen, vom Stamm ausgehenden Wurzeln sitzen abends die Bewohner. Die Wurzeln haben davon eine eigentliche Politur angenommen. Es ist eine der vielen Ficusarten, die überall in Afrika als Schattenbäume sehr beliebt sind.

Elf Kilometer weiter gegen Norden erreichten wir die Hauptstadt des Nanumbalandes Bimbila. Sie liegt auf einem Hügel und zählt etwa 600 Hütten in sieben verschiedenen Stadtteilen. Die ziemlich zahlreiche Mohammedanergemeinde wohnt in einem besondern Stadtteil zusammen. Die Stadt mag etwa 3000 Einwohner zählen.

Der König der Nanumba und Häuptling von Bimbila ist ein freundlicher alter Mann (Abb. 15). Das Bild zeigt ihn auf einem mit Leder bezogenen Kissen sitzend. In seiner Rechten hält er den Königsstab, links und rechts von ihm sitzen einige seiner Unterhäuptlinge. Alle drei tragen die bei den Dagomba und Nanumba gebräuchlichen, übermäßig langen Mützen von Baumwollstoff. Sie sind besetzt mit einer Anzahl rechteckiger Amulette; einige Amulette stecken in Kapseln, die aus getriebenem Silber gearbeitet sind. Hinter dem Häuptling stehen eine Anzahl seiner Frauen und Kinder. Er hat eine ganze Anzahl Frauen, und weil jede Frau im Gehöft ihres Mannes eine eigene Hütte besitzt, so ist das Anwesen von recht ansehnlicher Größe

Abb. 16. **Im Innern des Häuptlingsgehöftes von Bimbila.** (S. 49)

(Abb. 16). Die Türöffnungen der einzelnen Rundhütten sind sehr reich und recht geschmackvoll mit ganzen Tellern und Tellerscherben verziert. Neben den Türöffnungen lehnen an den Mauern die aus Gras geflochtenen Verschlüsse der Öffnungen. Um den runden Lehmaufsatz im Vordergrund und unter dem Schattendach links im Bild sind die Kochstellen angebracht. Der kahle Baum im Hintergrund mit den herabhängenden Früchten ist ein Affenbrotfruchtbaum.

Als König des Nanumbavolkes darf sich unser Freund auch eine Leibwache halten (Abb. 19). Es sind 20 stämmige Nanumba, mit langen Steinschloßflinten bewaffnet und in sehr mannigfaltiger Uniform. Nicht alle genießen den Luxus von Beinkleidern, dagegen sind alle die verschiedenen Kleidungsstücke mit Amuletten dicht besetzt. Es sind die dem Unkundigen als kleine Patrontäschchen erscheinenden drei- und viereckigen Päckchen. Sie sollen die tapfern Krieger hieb- und schußfest machen.

Im mohammedanischen Stadtteil steht die Moschee (Abb. 1). Sie stellt einen eigentümlichen, plumpen Lehmbau dar mit flachem Dach. Auf der höchsten Spitze des Turms steckt ein Straußenei, auf dem Pfeiler über dem niedrigen Eingang frivolerweise eine leere Weinflasche. Ein Photograph könnte den Innenraum der Moschee am hellichten Tag als Dunkelkammer benützen.

Jeden Tag von 12 Uhr mittags bis nachmittags 3 Uhr wird auf dem Platz neben dem Rasthof Markt abgehalten. Den Marktlärm begleitet ein junger Mann mit unablässigem Getrommel. Es wurden verkauft: 2 Eier für 1 Pfg., 25 Pfund Sorgum (Rispenhirse) für 20 Pfg. usw. Es wurden ferner verschiedene Arten Bohnen, Straucherbsen, Kolbenhirse, Seife aus Potasche und Schibutter, einheimischer Tabak und andere Waren auf den Markt gebracht. Es herrschte ein sehr lebhaftes Treiben.

Mitten auf dem Marktplatz steht ein gewaltiger Kapokbaum. Der Kapokbaum ist sehr nahe mit dem überall

auf der Goldküste vorkommenden Seidenbaumwollbaum verwandt. Beide Bäume tragen ungefähr 20 cm lange spindelförmige Fruchtkapseln, die in der Mitte einen Durchmesser von ungefähr 6 cm haben. Die Fruchtkapseln beider Bäume enthalten eine größere Anzahl schwarzer Samen, ähnlich den Samenkörnern der Baumwolle. Sie sind eingehüllt in eine Menge feiner, langer, seidenglänzender, silbergrauer Haare. Während nun die Fruchtkapseln des Seidenbaumwollbaums bei der Reife auf dem Baume aufspringen, sodaß der Wind die Seidenbaumwolle nach allen Richtungen entführen kann, bleiben die Fruchtkapseln des Kapokbaums geschlossen und fallen nach vollendeter Reife ab. Die Seidenbaumwolle geht darum zum größten Teil verloren, während die Kapokwolle mühelos gesammelt und gewonnen werden kann. Wenn nun auch beide Fasern zu spröde sind, als daß man daraus Stoffe weben könnte, so sind sie doch sehr geschätzt als Polstermaterial. Kapok selbst hat eine Zukunft als Ausfuhrartikel, und die Regierung begünstigt darum auch die Anpflanzung des Baums mit vollem Recht. Die Bäume wachsen sehr rasch und sind mit dem magersten Boden zufrieden. Abgehauene Äste in den Boden gesteckt, entwickeln sich sogar zu tadellosen Bäumen.

Auf unsere freundliche Einladung hin kamen eine Anzahl Kranker zur Behandlung. Der König von Bimbila selbst litt an der hier so häufigen chronischen Bindehauterkrankung. Die Ursache der Krankheit wird einerseits der viele Staub sein, den die Winde dort mit sich führen, andererseits wohl auch der Rauch ihrer Feuerstellen in den Rundhütten, der nur schwer einen Ausweg findet, denn Fenster sind ein unbekannter Luxus, und die meisten Hütten haben nur eine Eingangstür. Der König nahm die angebotene Medizin mit Dank an und schickte uns als Gegengeschenk einen Hammel, der von Lorenz mit Freuden in Empfang genommen wurde, und er vermochte sogar auf das immer traurige Gesicht unsres Kru einen zufriedenen, fast

fröhlichen Zug zu zaubern. Jedenfalls haben sich die beiden mit Ernst und Hingebung der Aufgabe unterzogen, von dem Tier nichts auf den nächsten Tag übrig zu lassen.

In Bimbila graben die Einwohner am Fuß des Hügels, auf welchem die Stadt steht, zwei Meter tiefe Gruben und gewinnen so ganz annehmbares Trinkwasser trotz der damals schon lange dauernden Trockenheit. Gewiß wäre gutes Grundwasser leicht zu erbohren.

Die Nanumba erschienen uns als freundliche, zutrauliche Leute. Sie würden gern sehen, wenn bei ihnen die Mission angefangen würde. Jedenfalls kann niemand sagen, es sei hiezu noch zu früh.

Der günstige Eindruck, den uns die Nanumba von Katiageli und Bimbila machten, wurde am nächsten Tag noch verstärkt, als wir in dem elf Kilometer nordnordwestlich gelegenen schönen Dorf Pusuga abstiegen, um die Leute zu begrüßen. Der kurze Besuch in jenem Dorf bei den freundlichen Leuten mit offnen Gesichtern wird uns stets in angenehmer Erinnerung bleiben. Auch sie erklärten sich mit Freuden bereit, Missionare aufzunehmen, und baten uns, doch ja bald zu kommen.

Deposena und Laganya, die beiden weitern Dörfer, sind klein und ärmlich. In letzterm Dorf machten wir Rast, 42 Kilometer von Bimbila entfernt. Der Häuptling erschien bald hoch zu Roß im größten Staat und versprach, für unsere Bedürfnisse zu sorgen. Er zeigte uns dann auf Kosten des armen Pferdchens seine Reiterkunststücke, sprengte schließlich im tollsten Lauf davon und verschwand in einer Staubwolke.

Am nächsten Tage, dem 14. Februar, verließen wir das Land der Nanumba und betraten das der Dagomba (richtiger: Dagbamba, wie schon bemerkt). Im ersten Dorf, in Adibo, stiegen wir zu einem kurzen Besuch ab.

Die Dagomba bildeten einst ein ziemlich mächtiges Reich mit der Hauptstadt Jendi. Schon dadurch, daß der

größere Teil des Landes (Dagbong) unter englische Oberhoheit kam und nur der kleinere Teil Deutsch-Togo zugeteilt wurde, erhielt das Reich einen schweren Stoß. Als dann im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts die Dagomba gegen die deutsche und englische Regierung sich auflehnten und von den Deutschen bei Bumbalaga, von den Engländern bei Karaga, gründlich geschlagen wurden, da war die alte Herrlichkeit, die sich besonders in unaufhörlichen Raubzügen und Stammesfehden kund tat, für alle Zeiten dahin. Daß damals eine Handvoll deutscher Soldaten mehrere tausend Dagomba so gründlich besiegten, brach ihren alten Stolz.

Auf deutschem Gebiet wohnen zwischen dem Oti und der Westgrenze in rund 7000 Hütten 14 000 Dagomba, laut einer Zählung durch Hauptmann Mellin. Ungefähr 10 000 Dagomba wohnen noch östlich vom Oti in Sansugu und Nakpali.

In der Bauart ihrer Häuser und in ihrer Kleidung unterscheiden sie sich nicht von den Nanumba. Ihrem Charakter nach scheinen sie nicht ganz das gleiche Lob wie die Nanumba zu verdienen. Man sah weniger offene, ehrliche Gesichter, dagegen eine große Anzahl, auf welchen List und Verschlagenheit, wenn nicht geradezu Mißtrauen sichtbar war.

Adibo liegt auf einem Hügel, der einen ungewöhnlich freien Blick nach Ost und West gestattet. Bei klarem Wetter soll man von dort aus die Berge von Banyeli sehen können. Wenn uns auch diese unsichtbar blieben, so sahen wir doch gegen Osten weit in die fast unbewohnten Ebenen zu beiden Seiten des Oti, gegen Westen bis in englisches Gebiet hinein. Adibo ist ein recht stattliches Dorf; bedeutend größer aber ist Bumbalaga, das zu beiden Seiten der Straße in mehreren Stadteilen liegt. Hier sahen wir auch wieder mit Freuden die ersten Fächerpalmen. Es fiel uns auf, daß bei der großen Genügsamkeit dieser so nützlichen Palme

ihre Anpflanzung in Togo nicht mit mehr Nachdruck gefördert wird. Bei dem Mangel an Bauholz wären die schönen, geraden Balken, die man sehr leicht durch Spaltung der Stämme gewinnen kann, sehr wertvoll. Erst weit im Norden trafen wir dann wieder größere Bestände der herrlichen Bäume an.

Je mehr wir uns Jendi näherten, desto weniger brachliegendes Land trafen wir. Die Hirsefelder waren vor kurzer Zeit alle abgeerntet worden. Nur hin und wieder sah man noch große Haufen der braunen Rispen von Durrha, einer Rispenhirse; damit beladene Frauen und Kinder

Abb. 17. **Jamsfeld frisch bestellt.**

wichen furchtsam von der Straße, als sie uns auf den blinkenden Rädern daherkommen sahen. Die Landschaft sah daher etwas herbstlich aus. Die Jamsfelder aber waren frisch bestellt und zeugten von dem Fleiß der Dagomba. Da war kein solch wüstes Durcheinander von halb und ganz und gar nicht gerodeten Stellen (Abb. 17), wie man es auf der Goldküste oft genug sehen muß. Fast der Schnur nach waren die saubern kegelförmigen, 60—80 cm hohen Erdhaufen auf großen Flächen aufgeworfen. In ihrem Innern bargen sie das Saatstück, und oben drauf lagen ein Büschel Blätter und eine Erdscholle. Es ist eine kleine, aber ausgezeichnet schmeckende Jamsart, die von Nanumba und Dagomba auf diese Weise angebaut wird.

Die Entfernung von Laganya bis Jendi beträgt 31 Kilometer. Schon von weitem erkennt man die Lage und die bedeutende Ausdehnung der Stadt auf dem flachen Hügel an den mächtigen Affenbrotfruchtbäumen, die dort stehen. Im Tal südwärts von Jendi und den ganzen Abhang des Hügels hinauf dehnen sich die Pflanzungen der Station aus. Wenn auch die Pflanzen unter der Trockenheit gelitten hatten, so war das doch nicht der Fall in dem Maß, wie in Kratschi. Wir erfreuten uns wieder am Anblick schöner, dunkelgrüner Ölpalmen, vielversprechender Ananas- und Bananenpflanzungen und großer Bestände von Kapok, Odum, Mahagoni, Teak, Papao und andern Nutzhölzern. Durch die Pflanzung führt eine prächtige, schattige Allee den Hügel hinauf zur Station. Sie kreuzt die große Karawanenstraße, die von Basari nach Salaga führt, dann kommt man auf den großen, freien Platz westlich von der Station. Die Station zeigte sich bei unsrer Ankunft nicht gerade sehr vorteilhaft (Abb. 18), denn das Hauptgebäude sollte ein neues Grasdach bekommen und sah daher etwas ruinenhaft aus. Links davon steht die mit Wellblech gedeckte Wohnung des Stationsleiters. Leider stehen beide Gebäude mit ihren Längsfronten nach Ost und West sehr ungünstig. Die inten-

sive Bestrahlung der Gebäude, die sich aus solcher Lage ergibt, macht sich sehr unangenehm bemerkbar; zudem ist die Wohnung des Bezirksleiters recht niedrig, und darum empfindet man die von dem Wellblech aufgenommene Wärme sehr aufdringlich. Links davon ragen zwei einsame Fächerpalmen empor. An ihrem Fuß liegen die Gräber von dem im Januar dieses Jahres gestorbenen Bezirksleiter Hauptmann Mellin und eines vor zwölf Jahren hier gestorbenen Stationsassistenten. Es war für uns ein tiefer Schmerz, am Grabe Hauptmann Mellins stehen zu müssen, den wir so sehr hofften in Mangu noch zu sehen. Etwas mehr im Vordergrund liegt ein Pavillon, in welchem die Zollabfertigung vor sich geht. Täglich bietet sich auf jenem Platz ein gar bewegtes Bild, wenn die Karawanen von oder nach Salaga abgefertigt werden.

Der Stationsleiter empfing uns mit großer Freund-

Abb. 18. **Regierungsstation Jendi.**

lichkeit und bat uns, seine Gäste zu sein. Während unsres Aufenthalts in Jendi sind wir mit größter Freundlichkeit von ihm beherbergt worden, und wir sind ihm dafür und für viele wertvolle Dienste zu großem Dank verpflichtet. Wir besuchten mit ihm Hauptmann Mellins Grab und hielten eine kurze, von Herzen kommende Andacht, in welcher wir mit Wehmut des vortrefflichen Mannes gedachten, der so viel für die Kolonie geleistet hat, und der durch sein warmes Herz und seine Gerechtigkeit und Milde das Vertrauen und die Liebe der Völkerschaften des Mangubezirks in seltenem Maße gewonnen hatte. Einen Beweis von der Achtung, in welcher Hauptmann Mellin stand, erhielten wir in jenen Tagen. Es kam eine Abordnung des Häuptlings von Santile, fünf gewehrtragende Soldaten und ihr Anführer, und schossen zu Ehren und zum Gedächtnis des Hauptmanns ihre Gewehre dreimal über seinem Grabe ab. Das Grab liegt am Fuß einer männlichen und einer weiblichen Fächerpalme. Letztere war mit gewaltigen Trauben der dunkelgelben, kopfgroßen Früchte beladen, ein Sinnbild des treuen und vortrefflichen Mannes, dessen Arbeit Früchte tragen wird bis in ferne Zeiten. Vom Grab schweift der Blick nach Norden, Osten und Westen über eine weite Ebene, die sich, nur ganz spärlich mit Bäumen bestanden, bis an die Berge von Moab erstreckt. Südöstlich von der Station liegt der Stadtteil von Jendi, in welchem der König der Dagomba wohnt. Er ist ein bedauernswerter Mann. Nicht nur ist sein Reich zerfallen, sondern er selbst ist eine Ruine. Als wir ihn besuchten, kam er, von zweien seiner Ältesten gestützt, höchst mühsam aus seinem Gehöft gewankt. Ohne Hilfe konnte er sich weder setzen noch erheben. Sein Gesicht war entstellt durch schreckliche Geschwüre, er selbst ein Bild des Jammers. Voll Mitleid bat ich ihn, doch meine Mittel gegen seine schreckliche Krankheit holen zu lassen, denn ich konnte ihn des Bestimmtesten versichern, daß er bald geheilt sein werde. Leider verschmähte er das und ließ trotz meiner

Abb. 19. **Krieger des Königs der Nanumba in Bimbila.** (S. 49)

wiederholten Bitten die ihm als Geschenk angebotenen Medizinen nicht holen. Wie er, so handelten auch seine Untertanen. Ich konnte keinen einzigen behandeln, außer ein paar Soldaten und Soldatenfrauen, die mich der Stationsleiter bat in Behandlung zu nehmen.

So schwach und unfähig der König von Jendi uns erschien, so schlau und gerieben kamen uns seine Unterhäuptlinge vor (Abb. 20). Sie stellten eine wahre Blütenlese von charakteristischen Dagombamännern dar. Der kleine Mann in der Mitte, der in der Rechten seine mit zwei Amuletten verzierte Dagombamütze trägt, während seine Linke sich mit einigen Amuletten, die ihm am Hals hängen, zu schaffen macht, scheint der führende Geist zu sein; rechts von ihm steht ein stattlicher Alter mit weißem Bart in mohammedanischer Kleidung, wahrscheinlich der zweite im Range. (Das gerüstartige Bauwerk mit dem Grasdach im Hintergrund ist die meteorologische Station.)

Jeden Nachmittag kommen die durchreisenden Karawanen zum Zoll auf die Station. In langem Zug kommt zuerst der Karawanenführer und seine Frauen, dann lastentragende Esel mit ihren Führern. Nicht selten sitzt auf dem Rücken eines Grauchens stolz ein Hahn und betrachtet sich die Gegend von seinem erhabenen Standpunkt aus mit Sicherheit und Würde. Auf einem schönen Pferd sitzt in stoischer Ruhe ein herziger kleiner Krauskopf, der Sohn des Karawanenführers, in zierlichem Sattel, sorglich mit Tüchern festgebunden, den kleinen Fez auf dem Wollhaar. Leider gelang es nicht, solche Idylle auf der Platte festzuhalten, weil die Sonne im Rücken der Gesellschaft stand.

Westlich von der Station liegen noch verschiedene Stadtteile von Jendi. Einer derselben ist von der zahlreichen, etwa 1000 Seelen zählenden Mohammedanergemeinde bewohnt. Der Imam derselben machte uns aber keinen bessern Eindruck als die sehr verfallene Moschee selbst, die nicht viel anders aussah als ein wüster Haufe Lehm mit ein

paar zerzausten Strohwischen darauf. Nichts desto weniger ließ sich nicht verkennen, daß sich ein großer Teil der Angesehenen und Intelligenten unter den Dagomba von Jendi dem Mohammedanismus zugewandt hat, ähnlich wie in Bimbila und den andern bedeutenderen Ortschaften des Nanumba- und Dagombalandes, die wir bisher gesehen hatten.

In der Nähe des mohammedanischen Stadtteils ist der Markt mit den vielen Unterkunftshütten für die Karawanen. Der Markt ist ein geräumiger Platz, herrlich beschattet durch Reihen von dichtbelaubten Bäumen aus der Familie der Feigen. Dutzende von Aasgeiern suchten ihre Nahrung in den herumliegenden Abfällen; dazwischen trieben sich ganze Flüge wilder Tauben herum. Lastträger sahen nach, ob die Kolanüsse, aus denen ihre Lasten meist bestanden, auch noch feucht genug für die Reise des nächsten Tages seien. Diese Kolanüsse, die aus den Waldgebieten der Goldküste massenhaft ausgeführt werden, bilden, je weiter man nach Norden kommt, eine um so wertvollere Ware, bis sie schließlich nördlich vom Niger einen solchen Wert haben, daß sich nur die Vornehmen solche leisten können. Es sind schön rote, derbe Kerne, von der Größe von Roßkastanien (Hippocastanus), die sich in zwei bis vier Teile trennen lassen. Das rote, an der Luft rasch braun werdende Fleisch derselben wird gekaut und ist darum von so hohem Wert, weil es dem Kauenden sehr große Strapazen zu machen erlaubt, ohne daß er das Bedürfnis nach Speise und Trank sehr empfindet. Die Karawanenleute behaupten, daß ein Träger mit einigen Kolanüssen einen ganzen Tag seine Last tragen könne, ohne gezwungen zu sein, Speise oder Trank zu sich zu nehmen. Dies ist wohl stark übertrieben, zumal da die Karawanen nur kurze Tagemärsche von etwa 20 Kilometern zu machen pflegen. Etwas wird aber wohl an der Sache sein. Der Geschmack der Nüsse, die zu kauen ein gutes Gebiß erfordert, ist herb und für einen europäischen Gaumen nicht angenehm. Es liegt in

der Natur dieser Nüsse, daß ihr Transport große Vorsicht erfordert, wenn sie nicht auf den monatelangen Reisen Schaden leiden sollen. Sie werden in sorgfältig mit großen Blättern ausgelegte Tragkörbe verpackt und die Blätter immer von Zeit zu Zeit angefeuchtet.

Neben solchen Lastträgern standen eine Menge Lastesel, die gar behaglich ihre Mahlzeit hielten, die aus kräftigem Sorghum, der roten und weißen Rispenhirse Afrikas bestand. Ein Lastträger kochte sich über einem Strohfeuerchen in einem Abzugsgraben sein bescheidenes Mahl von Hirse, etwas Fleisch und Schibutter in einem schwarzen Töpfchen. Letztere hatte er von einem der leicht geschürzten Mädchen gekauft, die graziös einen Holzteller auf der einen Handfläche tragend, durch die Karawanenleute gingen und die Schibutter zum Kauf anboten, indem sie mit zum Teil recht angenehmer Stimme laut und gezogen riefen: Maji, Maji! Die Unterkunftshütten für die Träger und Treiber sind kleine, aus Hirsestengeln erbaute Rundhütten, die in langen Reihen hinter dem Marktplatz stehen und den Leuten genügend Schutz vor Kälte und Nässe bieten.

In Bimbila hatte ich vergeblich nach einem Schlosser oder Schmied gesucht, mit dessen Hilfe mir es hätte gelingen können, mein Fahrrad wieder in Stand zu stellen. Ebenso vergeblich war mein Suchen in Jendi nach einem solchen Künstler. Aber der Stationsleiter erschien als Retter in der Not mit einer alten Sägefeile. Mit Hilfe dieses nützlichen, unschätzbaren Instruments gelang es, das beschädigte Gewinde zum Teil wieder aufzurichten, zum Teil nachzufeilen, und nachdem diese Arbeit mit Hingebung und Liebe getan war, kam der entscheidende Augenblick, wo versucht wurde, das unbrauchbar gewordene Pedal wieder in die Kurbel zu schrauben. Jeder half mit Rat und Tat, mit besten Wünschen und teilnahmsvollem Zusehen zum Gelingen der Arbeit. Wie viel hing doch davon ab, ob das Gewinde fassen und das Pedal wieder gebrauchsfähig

würde! Gelang das Werk nicht, dann stand mir bevor, die ganze übrige Reise zu Pferd machen zu müssen und infolgedessen vielfach von meinen Gefährten getrennt zu reisen.

Mit größter Vorsicht wurde das Werk begonnen, mit ganz kleinen Teilstücken einer Umdrehung; mit gleichmäßigem Druck von oben wurde das verletzte Gewinde in das noch gut erhaltene hineingepreßt. Welche allgemeine Freude war es, als dies gelang, das Gewinde sich immer tiefer in die Kurbel hineinarbeitete und endlich das Pedal bombenfest in der Kurbel saß! Noch oft auf der Reise hatte ich allen Grund, dankbar des freundlichen Stationsleiters von Jendi und seiner alten Sägefeile zu gedenken, wenn trotz der häufigen Stöße, welche das Pedal noch aushalten mußte, das Gewinde unbeweglich fest sitzen blieb und wohl auch bleiben wird, bis das Rad überhaupt ausgedient hat.

Jendi erfüllt die Bedingungen zur Anlage einer Missionsstation in befriedigender Weise. Es ist ein wichtiger, annähernd zentral gelegener, volkreicher Ort. Freilich wird man, was letztern Punkt anbetrifft, etwas bescheiden in einem so dünn bevölkerten Lande, wie es das nördliche Togo ist. Zudem scheinen die Dagomba vielfach dem Handel nachzugehen, und darum sind die Städte oft recht menschenleer. Platz zum Bau einer Missionsstation gibt's in Jendi reichlich, und mit größter Wahrscheinlichkeit läßt sich gutes Grundwasser in nicht sehr großer Tiefe erbohren. Von Malaria ist Jendi allerdings so wenig frei wie irgend ein Ort in der Nähe. Jedenfalls bringt die Missionstätigkeit unter den sehr zerstreut wohnenden Dagomba und Nanumba eine sehr anstrengende Reisetätigkeit mit sich. Die schönen Straßen, die von Jendi nach Norden und Süden, nach Osten und Westen ausgehen, werden diese Tätigkeit in unschätzbarer Weise erleichtern, um so mehr, als sonst in der Regenzeit große Strecken Landes in Seen und Sümpfe verwandelt werden. Auf den Glücklichen, der dort die Arbeit beginnen

darf, warten schöne, große, wichtige Aufgaben, eine Arbeit, in der man mit Lust die ganze Kraft und Leistungsfähigkeit einsetzen kann, wenn einmal die Schwierigkeit der Sprache überwunden sein wird. Dagbane scheint uns keine der sehr schwer erlernbaren Sprachen zu sein.

4. Von Jendi nach Tamale.

Nachdem wir einen ansehnlichen Teil des unter deutscher Herrschaft lebenden Dagombavolks gesehen hatten, galt es, den unter englischer Regierung lebenden, ungleich größern Teil zu sehen. Es leben nämlich nur 6—7% der Dagomba in Togo, die übrigen 93—94% sind in der englischen Goldküstenkolonie. Will man also das Dagombavolk missionieren, so darf man nicht an dem im englischen Gebiet lebenden größern Teil vorbeigehen. Außerdem leben im englischen Gebiet noch zwei mit den Dagomba sehr nahe verwandte, wenn auch kleinere Völker, die Mamprusi und die Tamprusi, die mit der Sprache der Dagomba, dem Dagbane, bearbeitet werden können. Im deutschen Gebiet hätten wir etwa 20 000 Nanumba und 14 000 Dagomba, also ein recht kleines Missionsobjekt, das an sich kaum die Erhebung des Dagbane zur Schriftsprache rechtfertigen würde. Wenn man aber zugleich die Dagomba, Mamprusi und Tamprusi im englischen Gebiet bearbeitet, dann lohnt sich die Arbeit des Sprachstudiums und der Druck der Bücher ganz anders. Allerdings sind im englischen Gebiet noch keine Volkszählungen vorgenommen worden; wir sind darum bei den angegebenen Zahlen nicht sicher, ob sie nicht erheblich über der Wirklichkeit bleiben (unter derselben sind sie jedenfalls nicht bei der überall herrschenden Tendenz in ähnlichen Verhältnissen). Für den Bezirk Mangu-Jendi hat der verstorbene Hauptmann Mellin eine Hüttenzählung durchgeführt, die mit ziemlicher Sicherheit die Einwohnerzahl jenes Bezirks feststellen läßt. Demnach sind unzweifelhaft obige 93—94% insofern

richtig, als ganz gewiß die weitaus größere Hälfte des Dagombavolks im englischen Gebiet zu treffen ist. In einem Kreis, dessen Radius 30 Kilometer lang ist, und in dessen Mittelpunkt Tamale liegt, leben nach unsrer Schätzung allein etwa 40 000 Dagomba.

Am 14. Februar waren wir in Jendi angekommen. Sechs Tage nach unserm Aufbruch von Kratschi, am 16., wandten wir uns nun nach Westen, nahmen Abschied von unserm freundlichen Gastgeber und fuhren auf der Karawanenstraße gegen die deutsch-englische Grenze zu. Den Fluß Kulukpene, der weiter südlich die Grenze bildet, überschritten wir trockenen Fußes. An jener Stelle war sein Lauf durch eine Sandanhäufung unterbrochen. Zwölf Kilometer von Jendi erreichten wir die letzte auf deutschem Gebiet liegende Dagombaortschaft, Sambu. Am Eingang in das Dorf meldete in strammer Haltung der Soldat, den der Stationsleiter Sonntag mit unsern Trägern abgeschickt hatte, daß unsere Träger in aller Morgenfrühe nach Kpabia, unserm heutigen Reiseziel, aufgebrochen seien. Der Stationsleiter hatte uns nämlich in freundlichster Weise für Träger gesorgt, die unsere Lasten bis Tamale zu tragen hatten.

Es war nicht zu verkennen, daß wir auf einer sehr viel begangenen Straße waren. In kurzen Zwischenräumen zogen an uns größere oder kleinere Karawanen von Trägern und Lasteseln mit ihren Treibern vorüber. Einmal sprengte auch ein vornehmer Hausahändler an uns vorbei; vor ihm im Sattel saß sein kleiner Sohn, beide in weiten, wallenden Gewändern. Sonst war die Gegend menschenleer. Volle 21 Kilometer trafen wir auf keine menschliche Wohnung, wohl aber auf Spuren zahlreichen Wildes, besonders von Hyänen und Antilopen. Der Weg führte wechselnd bald durch lichten Laubwald, bestehend aus krumm gewachsenen, 10—15 Meter hohen Bäumen, dann wieder über Ebenen, die von der Sonne durchglüht waren, und auf denen teils

das verwelkte gelbe Gras noch stand, oder aber schon abgebrannt war. Manche dieser Ebenen ließen unschwer erkennen, daß sie in der Regenzeit große Sümpfe oder auch Seen bilden. Nicht selten führte der Weg über große Strecken flächenhaft liegenden, geringwertigen Eisenerzfels. Vom Kamm der niedrigen Hügel sahen wir in ein ödes, durstiges Land hinaus, in weite, vom Grasbrand verkohlte Ebenen und auf unfruchtbare Hügel mit spärlichem Baumwuchs. So weit das Auge reichte, war keine Spur menschlicher Wohnungen oder menschlicher Tätigkeit zu erblicken. Endlich kamen wir an ein paar armselige Weiler, und nach 39 Kilometer Fahrt nach Kpabia. Der Ort hat darum einige Bedeutung, daß er an der Straße Jendi-Salaga und der Straße liegt, die von Salaga über Karaga nach Gambaga führt, der alten Militärstraße der Engländer. Dicht beim Dorf liegt der ordentlich unterhaltene Rasthof, in dem wir abstiegen. Unmittelbar neben dem Rasthof wird Markt abgehalten, und während seiner ganzen Dauer begleitete, wie gewohnt, ein Händler das Marktgeschrei mit unaufhörlichem Getrommel. Seine Trommel hat die Form einer Sanduhr. Die Schnüre, die von einem Trommelfell zum andern gespannt sind, können, da die Trommel unter dem Arm getragen wird, durch einen Druck des Arms gegen den Leib straffer gespannt werden; dadurch wird der Ton der Trommel höher. Wenn auch auf diese Weise zwei verschieden hohe Töne hervorgebracht werden können, so bleibt eben doch das Getrommel für europäische Ohren und Nerven kein Genuß, wenn ohne Unterbrechung dasselbe kurze Signal drei Stunden lang mit langsam steigender Begeisterung und nicht nachlassender Kraft so laut getrommelt wird, daß es den nicht unbedeutenden Marktlärm übertönt.

Auch in Kpabia besteht eine zahlreiche Mohammedanergemeinde; ihre Moschee aber ist, ähnlich der in Jendi, keine Sehenswürdigkeit.

Rings um Kpabia liegen eine ziemliche Zahl kleiner Dörfer und Weiler. Einer davon trägt den auffallenden Tschinamen Akyirisang, d. h. Rückkehr oder Rückzug. Vielleicht, daß einmal ein Heerhaufen der Asanteer bis hieher vordrang und durch die Trostlosigkeit der Gegend veranlaßt wurde, umzukehren. Kpabia samt den darumher liegenden Ortschaften mag etwa 2000 Einwohner zählen.

Am nächsten Tag verließen wir nun die Karawanenstraße (der geschlängelte, kaum fußbreite Weg, den wir gegangen waren, verdient freilich nicht den stolzen Namen), und reisten in westnordwestlicher Richtung weiter auf Negerpfaden, bei welchen man allerdings nur als Endergebnis sagen konnte, in welcher Richtung sie führen, wenn man alle die unzähligen Windungen und Krümmungen addierte oder subtrahierte und dann das Mittel zog.

Eine gute Strecke weit war der Weg von den Anwohnern etwas gereinigt, und zwar in der uns von der Goldküste her bekannten Weise. Die Leute stellen sich dabei so, daß sie mit ihrer Hacke den Weg selbst aufhacken und seitwärts aufwerfen. Es entsteht dadurch eine mit jeder Wegreinigung sich vertiefende Rinne, die dann vom Regenwasser aufgefüllt wird, das darin stehen bleibt und den Weg versumpft oder ihn als Abflußweg in tiefer gelegenes Land wählt. Regenwasser machte uns allerdings in jener Zeit keine Schwierigkeiten, denn alles war gänzlich ausgedorrt; dagegen lag tiefer Sand auf großen Strecken und erschwerte unser Fortkommen sehr. Nur in sehr weiten Abständen kamen wir an kleinen Weilern von 2—6 Hütten vorbei; in einem, namens Tschoku, das aus drei Gehöften bestand, beschlossen wir zu übernachten. Mein Dagombawortschatz reichte gerade so weit, den Leuten klar zu machen, was wir wollten, und daß wir hier zu übernachten gedächten. Mit großer Bereitwilligkeit versprach ein altes, runzliges Männchen, das über dieses sein Reich herrschte, für unsere Bedürfnisse zu sorgen. Was in den Gehöften anwesend war, versah

Abb. 20. **Älteste und Unterhäuptlinge von Jendi.** (S. 57)

sich mit Töpfen und Kürbisschalen und ging im Zug nach der nahen Wasserstelle. Das Männchen selbst brachte uns ein Huhn und viele Jamswurzeln als Geschenk. Natürlich war nicht zu erwarten, daß wir hier einen Rasthof finden würden. Wir schlugen darum unser Lager im Schatten

Abb. 21. **Lager in Tschoku.**

eines großen Dawadawabaums, einer Parkia, auf (Abb. 21), und als unsere Träger kamen, entwickelte sich ein ganz fröhliches Lagerleben. Bald erhielt ich Besuch. Das alte Männchen, das für unsere Bedürfnisse so freundlich gesorgt hatte, kam zu mir und bat mich, nach seinen Augen zu sehen. Es war die alte Geschichte: die chronische Binde-

hautentzündung, die zu Schrumpfung des obern Lides geführt hatte, sodaß nun die Wimpern auf der Hornhaut rieben und eine dichte Trübung derselben hervorgerufen hatten. Ich erklärte ihm, so gut es ging, daß hier nur eine kleine Operation helfen könne, und siehe da, das Männchen willigte sofort ein. Mein Feldstuhl war der Operationsstuhl und die unbegrenzte Weite mein Operationszimmer. Als Instrument diente ein für diesen Zweck etwas reichlich großes Bistouri. Der Wackere hielt ausgezeichnet stand, und vergnügt zog er ab, mit einer großen Kürbisschale voll Medizin zur weitern Behandlung der Augen versehen. Bald brachte er mir einen noch ältern, sehr gebrechlichen Mann und bat mich, auch ihn in Behandlung zu nehmen. Das war nun ein weniger aussichtsvoller Fall. Dem armen Manne fehlte nichts; er hatte nur mit seinen wohl 80 Jahren offenbar lange genug gelebt. Seine Organe waren alle in Ordnung, aber abgenutzt. Ich sagte ihm das so gut es ging. Er lächelte halb vergnügt, halb ungläubig dazu und bat um Medizin. Ja, wenn ich so ein Mittel gehabt hätte, das altersschwache Männlein und Weiblein wieder jung und elastisch machen könnte! So ein Mittel gibt es eben weder im kulturkranken Europa, noch in der afrikanischen Wildnis, in der wir uns befanden; trotzdem bekam das Männchen auch eine Kürbisschale voll Medizin, die wohl nicht bessere und nicht schlechtere Dienste getan hat als eins der vielen für schweres Geld an den Mann gebrachten europäischen und amerikanischen Geheimmittel.

So drückend heiß der Tag gewesen war, so erquickend war dann am Abend ein „Bad", d. h. eine ganze Abwaschung unter einem mächtigen Affenbrotfruchtbaum nahe bei unserm Lager. Lorenz und Kru fühlten sich sehr geehrt, daß sie sich, mit unserer einzigen Waffe, die wir mit uns führten, einem Buschmesser, d. h. einer Hippe bewaffnet, neben dem Feldbett des einen unter uns, der unliebsamen Besuch in der Nacht fürchtete, niederlassen durften. Weder Löwe noch Leopard,

noch irgend ein anderes Tier wagte es jedoch, solch furchtbarer Gefahr zu trotzen und uns nächtlicherweile zu besuchen.

Es wurde beschlossen, am nächsten Tag bis Tamale zu fahren, eine Strecke, die unsere Träger in zwei Tagen zurücklegen konnten. Unsere Räder wurden dementsprechend bepackt, und wir gönnten den Trägern die ganze, ungestörte Nachtruhe. Zugleich mit ihnen brachen wir am Morgen auf und verabschiedeten uns von den braven Leuten des Weilers. In unzähligen Windungen führte der Weg durch lichte Baumsavanne, über Ebenen und dichtere Wäldchen. Es sieht eigenartig aus, wenn man etwas vorausgefahren ist und auf die Nachkommenden wartet. Der hinter dem ersten Herankommende scheint dabei hin und her zu pendeln; bald ist er zur Rechten, bald zur Linken des Voranfahrenden, weil sozusagen keine gerade Strecke auf dem ganzen Weg vorkommt. Nicht selten waren die unvermuteten Kurven des Weges so scharf, daß man sich plötzlich mehr oder weniger sanft auf eigenen Füßen fand, oder daß einen ein vorwitzig über den Pfad hängender Zweig unsanft festhielt, wenn der Stoff des gefaßten Kleidungsstücks nicht vorher nachgab. Erst nach 24 Kilometern erreichten wir das erste Dorf Toku. Es besteht aus etwa 30 Gehöften. Die Einwohner waren ausnehmend freundlich und bedauerten sehr, daß wir nicht bei ihnen übernachten wollten. Beinahe wäre hier einem meiner Gefährten ein rechtes Mißgeschick begegnet. Als er an einer außerhalb des Dorfes weidenden Kuh vorbeifahren wollte, schlug diese aus, traf das Rad meines Freundes und zerschlug ihm eine Speiche. Im Unglück war noch Glück. Hätte ihr Huf meinen Freund selbst oder den Rahmen des Rades getroffen, so hätte leicht ein schwerer Schaden angerichtet werden können.

Unsere Träger sollten hier übernachten und am nächsten Tag in Tamale wieder zu uns stoßen. Wir verabschiedeten uns daher von den freundlichen Leuten. Sie haben dann unsere Träger mit großer Gastfreundschaft aufgenommen und

ihnen eine Kürbisschale voll Eier für uns mitgegeben und uns durch sie nochmals sagen lassen, wie sie bedauerten, daß wir nicht bei ihnen übernachteten. 23 Kilometer hatten wir von Tschoku bis Toku zurückgelegt, und noch lagen 43 zwischen uns und Tamale. Etwa 12 Kilometer vor Tamale trafen wir ein bedeutenderes Dorf So. Es liegt auf einem schönen Hügel und besteht aus 50—60 Gehöften. Neun Kilometer weiter kamen wir endlich auf die breite, schöne Straße, die von Tamale nach Salaga führt, und da hatten unsere durch die engen, schlechten, krummen Wege verursachten Leiden vorläufig ein Ende. Die Straße führt an zwei größern Dörfern vorbei und dann einen flachen Hügel hinauf nach Tamale.

Wenn man bedenkt, daß noch vor wenigen Jahren Tamale nur als kleiner Weiler bestand, so muß man beim Anblick der bedeutenden, saubern Stadt, der sanitären Einrichtungen und der großen, soliden Stationsgebäude der Energie der englischen Regierung alle Anerkennung zollen.

Die Stadt Tamale macht schon von weitem einen recht freundlichen Eindruck (Abb. 22). Die Gehöfte sind alle mit heller Holzasche getüncht, die Straßen und freien Plätze sind sehr sauber gehalten, und an den Grenzen der Stadt sind eine Anzahl von Kehrrichtverbrennungsöfen in Betrieb. Diese sind sehr einfach, aber zweckdienlich in der Weise gebaut, daß in Form von Quadern behauene Eisenkonglomeratblöcke in einem Kreise von 3—4 Meter Durchmesser etwa 1,5 Meter hoch aufgebaut sind, sodaß reichlich Luft zwischen den Quadern eindringen kann. Die Einwohner sind angewiesen, allen ihren Kehrricht in diese Öfen zu werfen. Tag und Nacht brennen diese Öfen und beseitigen auf diese Weise eine große Menge Unrat. Ein Nachteil haftet allerdings der Einrichtung an, der sich uns zu verschiedenen Malen, als wir in der Stadt herumgingen, recht unangenehm bemerklich machte. Gegen Abend nämlich lagert sich der übelriechende Rauch der Öfen in mehr oder weniger

Abb. 22. **Tamale von ostwärts.**

Moschee.

dichten Schwaden über dem Boden und verdirbt einem die Freude an der sonst so reinen Luft. Rechts auf dem Stadtbild sieht man die Moschee der zahlreichen Mohammedanergemeinde, die etwas besser in Stand gehalten ist als sonst in vielen Städten. Auf den acht, das Gebäude überragenden Spitzen der Lehmaufsätze stecken als Schmuck die gewohnten Straußeneier.

Das erste Gebäude der englischen Regierungsstation, das wir zu sehen bekamen, ist das Schulhaus. Es ist ein etwa 12 Meter langer und 5 Meter breiter einstöckiger Bau von schön behauenen Sandsteinen. Ein früherer Angestellter unserer Mission hält darin mit einer muntern Schar nett gekleideter heidnischer und mohammedanischer Knaben Schule. Alle andern Stationsgebäude sind ebenfalls aus behauenen Sandsteinen aufgeführt, machen einen soliden Eindruck und zeugen von sehr reichlich aufgewendeten Geldmitteln. Der Schule am nächsten stehen die Häuser für die Waffenvorräte, den Büchsenmacher, die Bauholzvorräte und ein großer Schreiner- und Bauhandwerkerschuppen; ferner das Gefängnis und das Post- und Telegraphenhaus mit daran angebauter, halboffener Gerichtshalle.

500 Meter östlich liegen die Wohnungen der Regierungsbeamten, ebenfalls solide Sandsteinbauten, die aber zum Schutz vor der Hitze und in der Regenzeit vor den gewaltigen Regengüssen überall mit Schindelverschlägen verkleidet sind. Diese Verschläge beeinträchtigen das Aussehen der Häuser sehr und machen die Zimmer recht dunkel.

Am unbefriedigendsten ist für den Arzt, die Apotheke und die Kranken gesorgt, doch soll auch hierin bald Wandel geschaffen werden. Einstweilen ist für die Apotheke und das Sprechzimmer nur eine niedrige, mit Gras bedeckte Lehmhütte vorhanden.

Etwa 2 Kilometer östlich von den Dienstwohnungen der Angestellten hat der leider vor unserer Ankunft verstorbene Resident Colonel Watherstone ein imposantes Gebäude auf-

führen lassen. Es steht auf prächtiger, aussichtsreicher Stelle und sieht fast aus wie ein behäbiges Landhaus in England. Auf der Westseite fehlen die gewohnten Veranden, und die freie Front des Hauses ist den Strahlen der Nachmittagssonne schutzlos ausgesetzt. Jedenfalls ist das Haus ein Zeugnis davon, daß England mit der Verwilligung von Geldmitteln nicht kargt.

Sehr zierlich und sauber ist die Niederlassung für die Soldaten angelegt. Es sind lauter Gehöfte von je vier Rundhütten, in welchen immer zwei Soldaten mit ihren Frauen wohnen. Schnurgerade, etwa 7 Meter breite Straßen durchziehen die schöne Anlage der Länge und Breite nach, sodaß jedes Gehöft auf allen Seiten von den Nachbargehöften durch die Straßenbreite getrennt ist. Zurzeit bestand die Anlage aus fünf Reihen von je sechs Gehöften. Die Rundhütten und die sie zu einem Gehöft verbindenden Mauern sind mit heller Holzasche sauber gestrichen.

Tamale ist Hauptsitz der englischen Regierung der sog. Northern Territories, d. h. all der Landschaften nördlich von Asante bis an die Nordgrenze der Kolonie. Hier ist darum der Oberkommissar stationiert, und ihm zur Seite stehen noch ein Kommissar, ein Hauptmann über die Schutz- und Polizeitruppe, ein Arzt und ein Bauleiter. Leider war bei unserm Besuch in Tamale der Oberkommissar auf einer Dienstreise abwesend. An seiner Stelle wurden wir vom Kommissar, der mit seiner Frau anwesend war, mit großer Freundlichkeit aufgenommen und beherbergt.

Die Schutztruppe zählte damals nahe an 200 Mann. Eine Anzahl von ihnen ist vorzüglich beritten. Sie tragen kurze blaue Waffenröcke, kurze Beinkleider und wollene Binde um die Unterschenkel, als Kopfbedeckung in Tamale den Fez, bei Ausmärschen einen hohen, spitzen Strohhut. Sie sind mit Henry-Martini-Karabinern 7 mm Kaliber bewaffnet. Man bekommt von ihnen den Eindruck einer recht zuverlässigen, leistungsfähigen Truppe. (Abb. 23.)

Abb. 23. **Englische Schutztruppe in Tamale.**

Ähnlich uniformiert ist die ziemlich beträchtliche Polizeitruppe.

Am Südabhang des breiten Hügelzuges, auf dessen Rücken Tamale liegt, ist sehr gutes Grundwasser erbohrt worden. Strafgefangene versorgen jeden Morgen die sämtlichen Angestellten der Regierung mit dem nötigen Wasser; auch einem großen Teil der Stadtbevölkerung kommt die Wohltat zu statten.

Es ist die ausgesprochene Absicht der Regierung, allen Handel nach Tamale zu ziehen. Zu diesem Zweck werden breite Straßen nach den bedeutenderen Handelsstädten gebaut, besonders soll das in ungesunder Lage befindliche Daboya jenseits des Volta seinen Rang als wichtiger Handelsplatz verlieren. Von Tamale führt jetzt schon eine schnurgerade, gut unterhaltene Straße an den Volta nach dem Tamaleport genannten Yeghi. Bis dorthin ist auch in der trockenen Zeit die Flußschiffahrt von der Goldküste her möglich. Waren von der Küste können zu verhältnismäßig billigem Preis bis dorthin und dann mit Wagen auf der guten Straße in zwei Tagen nach Tamale geschafft werden. Ob dadurch alle Nachteile, die in der Lage von Tamale begründet sind, aufgehoben werden können, wird die Zukunft lehren. Die große Entfernung von der billigen und guten Wasserstraße des Volta ist jedenfalls ein bedeutendes Hindernis für die Entwicklung Tamales.

Der Handel beschränkt sich der Hauptsache nach auf Vieheinfuhr von Navoro und Bawku, und Schibutter und Dawadawa von Wa und Lorrha her. Die Viehtransporte leiden oft sehr infolge der Tsetsestiche, wodurch die Tiere mit einer sehr schlimmen Trypanosomenkrankheit angesteckt werden. 20% Verlust bis nach Kumase ist noch ein recht geringer; oft verlieren die Händler bis zu 80% ihrer Tiere. Es sind hauptsächlich Buckelrinder mit oft prachtvollem Gehörn, große Schafe, deren Widder ein fast wagrecht abstehendes, schön gewundenes Gehörn tragen, und zwei Ziegenrassen,

die eine, die bekannte Zwergziege, und die andere von etwas höherem, schlankerem Bau und lebhafterer Färbung. Erst wenn eine Eisenbahn gebaut sein wird, ist daran zu denken, daß dieser Handel gewinnbringend wird, indem nur dadurch die Gefahr der Infektion mit Trypanosomen vermindert werden kann, es sei denn, daß man Mittel finde, die schlimme Fliege auszurotten. Schibutter hat wohl eine Zukunft als Ausfuhrartikel, doch sind die Mengen noch zu unbedeutend, um große Aussichten zu eröffnen. Dawadawa kommt nur für den Inlandhandel in Betracht. Die Körnerfrüchte, zwei Hirsearten: eine Rispenhirse, die Durrha oder Sorghum, und die Kolbenhirse, das Penisetum, werden einstweilen noch nicht in größern Mengen angepflanzt. Die Kaufkraft der Bewohner der nördlichen Gebiete ist, weil noch keine Ausfuhr besteht, sehr gering und wird je weiter gegen Norden, um so geringer. Die Viehzucht steht bei den Dagomba erst in den Anfängen. Einige Gegenden sind wegen massenhaftem Vorkommen von Tsetsefliegen berüchtigt, so besonders das oben erwähnte Daboya.

Während Bausteine fast überall mühelos gewonnen werden können und in vorzüglicher Beschaffenheit zutage liegen, so ist die Beschaffung von Bauholz mit sehr großen Schwierigkeiten verbunden. In den lichten Baumsavannen brauchen die Bäume nicht wie im Urwald lange Stämme, um zum Licht zu gelangen; die Trockenheit und geringe Humusschicht erlaubt die Bildung gerader Stämme auch nicht. So sind Bretter, die den bescheidensten Anforderungen gerecht werden, ein sehr teurer Artikel. Türen, Bretterböden und Möbel in jenen Gegenden sind denn auch von lächerlich armseliger Beschaffenheit. Türen deuten oft nur die Grenze eines Zimmers an und erfüllen keinen andern, ihnen eigentlich zukommenden Zweck; jedenfalls schützen sie in keiner Weise davor, daß man von außen gesehen wird. Kommoden und Schränke bieten dem Eindringen von Staub und Insekten keinerlei Schwierigkeiten. In den Brettern

wechseln Stellen mit dichtem und lockerem Gefüge ab, die Fasern des Holzes ziehen in allen möglichen Richtungen längs und quer durch das Brett, sodaß es sich in unberechenbarer Weise wirft und schwindet. Eine Hausfrau, die dort schalten und walten soll, wird also gut tun, ihre Erwartungen in bezug auf Mobiliar bescheiden zu gestalten.

Tamale weist etwa 6000 Einwohner auf; die Mohammedanergemeinde soll annähernd 1000 Seelen zählen.

Es stehen eine ganze Anzahl früherer Missionsangestellter und Schüler unsrer Missionsschulen im Dienst der Regierung in Tamale. Wir hatten gehört, daß sie sich regelmäßig Sonntags versammeln, und daß ihnen abwechselnd von denen unter ihnen, die früher als Katechisten gedient haben, Gottesdienst gehalten werde. Sie hatten sogar im Vorjahr eine Sammlung veranstaltet und ihrer Heimatgemeinde den Ertrag, 180 Mark, als Beitrag zum Missionsfestopfer geschickt. Es war uns daher eine große Freude, als es uns möglich wurde, an dem Sonntag, den wir in Tamale zubrachten, die Christen um uns zu versammeln. Von den Vertretern der Regierung wurde uns bereitwillig das Schulhaus zur Verfügung gestellt. Der Raum füllte sich mit nahezu 70 Personen, zum größten Teil Christen von der Goldküste, zum kleinern Teil heidnische Handwerker von der Küste, die schon in mehrfache Berührung mit der Mission gekommen waren. Es war eine recht bewegliche Feier. Vor uns saßen unsere frühern Angestellten und Schüler, die Früchte der Arbeit unsrer Brüder, die zum Teil in der Heimat als Invaliden noch leben, zum Teil zur Ruhe eingegangen sind. Beim Gesang der lieben, vertrauten Kirchenlieder konnte einen schon Dank und Freude übermannen. Die kleine Gemeinde hat uns das Wort mit Verlangen und Verständnis abgenommen. Es hat sich ein neues Band der Liebe und Gemeinschaft zwischen uns und diesem alleinstehenden Häuflein unsrer Christen geknüpft. In rührender Weise kam dies dann zum Ausdruck,

Abb. 24. **Unsere Reisenden als Gäste bei engl. Regierungsbeamten in Tamale.**

als sie den Tag unsrer Abreise erfuhren. Da haben sie uns mit allerlei Wegzehrung und nützlichen Sachen versehen und haben es sich etwas kosten lassen. Wir hörten auch mit Freuden von den europäischen Regierungsangestellten, daß sie die volle Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten erworben haben und zum Teil sehr geschätzte Mitarbeiter geworden sind.

Am 18. Februar waren wir in Tamale eingetroffen und hatten unsern Frauen auf der Goldküste telegraphisch von unsrer Ankunft Nachricht gegeben. Wir waren sehr gespannt, Antwort und Nachricht über ihr Ergehen zu bekommen. Unser Warten war aber vergeblich. Erst am 4. März erreichte uns die ersehnte Antwort in Gambaga. Die Telegraphenbeamten sind eben hier zu Lande sehr unzuverlässige Herren, und wir sind solche Verzögerungen telegraphischer Meldungen längst gewohnt.

Am 22. Februar brachen wir von Tamale auf, und zwar wollten wir, bevor wir nach Gambaga reisten, die Landschaft westlich von Tamale besuchen, da wir gehört hatten, daß dort die Bevölkerung dichter sei als sonstwo. Wir nahmen daher die Straße, die von Tamale nach Daboya und Wa-Lorrha führt. Sie war damals neu angelegt, allerdings ohne Steinunterbau, sodaß sie in der Regenzeit sehr bald beschädigt sein wird. Uns ermöglichte sie in der herrschenden Trockenheit ein sehr bequemes, rasches Vorwärtskommen. Wir fuhren 27 Kilometer bis nach dem ziemlich bedeutenden Dorfe Tolon. Daß die Gegend dichter bevölkert ist als die ganze seit Kratschi zurückgelegte Strecke, zeigte sich darin, daß wir bis nach Tolon an sechs zum Teil ziemlich großen Dörfern vorbeikamen.

Die Regierungsbeamten in Tamale waren so freundlich, uns Träger zu besorgen; überhaupt haben sie uns in jeder Weise aufs freundlichste mit Rat und Tat gedient, aber als der Aufbruch erfolgen sollte, da waren eben keine Träger vorhanden. Die Herren versprachen, sobald als

Abb. 25. **Häuptling und Gefolge zu Besuch in Tolon.**

möglich die Träger nachzuschicken. Das geschah denn auch im Laufe des Vormittags, doch mußten wir natürlich lange warten, bis sie endlich zu uns stießen. Wir vermißten die schneidige Rede des Regierungsbeamten, die damals in Kratschi so rasch Leben in die Sache gebracht hatte.

Das Landschaftsbild westlich von Tamale ist ganz das gleiche wie im Osten. Breite, flache Täler wechseln mit gleichartig und bewegt sich in Übergängen von lichter Baum- ebensolchen Hügeln ab, und der Pflanzenwuchs ist ebenso savanne zu offener Grassteppe. Der Boden ist, entsprechend der dichteren Bevölkerung, recht intensiv mit den beiden Hirsearten und Jams bebaut.

In Tolon fanden wir ein gutes Rasthaus, und kaum waren wir dort, so machte uns der älteste Sohn des Häupt-

lings einen Willkommbesuch. Er selbst ist Häuptling des ziemlich bedeutenden Dorfes Kasuli, das 15 Kilometer nordwestlich von Tolon liegt. Der Häuptling sandte uns durch ihn einen Hammel und 50 Eier zum Geschenk nebst einer Menge Jams. Wir ließen ihm bestens danken und melden, daß wir lieber an Stelle des Hammels zwei Hühner hätten, da wir nur wenige Träger mit uns brächten. Gleich wurden noch zwei Hühner gebracht und uns mitgeteilt, daß der Häuptling den Hammel unter keinen Umständen wieder zurücknehmen werde, denn es sei ihm eine große Freude, daß wir gekommen seien. Wir baten dann, doch wenigstens die Hühner wieder annehmen zu wollen; nach langen Verhandlungen nahm der Gesandte ein Huhn wieder zurück, brachte dann aber eine zweite Kürbisschale voll Eier als Geschenk.

Abb. 26. **Häuptling von Tolon und Kasuli.**

Der Sohn des Häuptlings, der uns diese Geschenke überbrachte, ist schon ein älterer Mann mit spärlichem, weißem Kinnbart und freundlichem, offenem Gesicht. Er trug das weite Gewand der Hausa, den Kopf bedeckte eine der übermäßig hohen Dagombamützen, an welcher eine Menge Amulette angenäht waren. (Abb. 25.) Zu seiner Rechten und Linken standen zwei gutmütig dreinschauende Älteste, und eine Anzahl jüngerer Leute begleiteten sie mit den Geschenken. Wir besuchten darauf den Häuptling und seinen Sohn. Der Häuptling selbst ist ein sehr gutmütiger, freundlicher alter Mann. Große Verstandeskräfte wird er nicht besitzen; dafür hat er aber ein sehr vertrauenerweckendes Wesen und trotz seiner etwas untersetzten Gestalt ein ganz würdevolles Benehmen. Gleich nachdem wir von dem Besuch wieder im Rasthof angelangt waren, kam der Häuptling und sein Sohn zu Pferd zur offiziellen Begrüßung. Sie hatten sich selbst und ihre Pferde aufs schönste ausgestattet. Der Häuptling ritt ein kleines Tier, das auf der Stirn eine große Silberplatte mit allerlei eingeschlagenen Figuren trug. Außer dieser Platte war der Zaum des Pferdchens mit einer Menge eiserner und messingener Glöckchen und anderer Verzierungen versehen. Sein Sohn ritt einen großen, etwas plumpen Rappen, der noch mehr mit Zierat, Gehängen, Fellstreifen und Amuletten behängt war, als das Pferd seines Vaters (Abb. 26). Zum Abschied quälte dann der Sohn seinen Rappen zu allen möglichen Sprüngen, um uns seine Sattelfestigkeit vor Augen zu führen.

Tolon machte uns einen sehr guten Eindruck. Die Einwohner waren ausnahmslos sehr freundlich und zutraulich. Überall sah man freundliche Gesichter. Das Dorf mag etwa 800 Einwohner zählen. Ihr Trinkwasser verschaffen sich die Einwohner in einfachster, wenn auch nicht einwandfreier Weise dadurch, daß sie irgendwo im Dorf 2—3 Meter tiefe Löcher graben. In solcher Tiefe stoßen sie, wie es scheint, schon auf Grundwasser. Versiegt das Wasser in einem

Abb. 27. **Kombungu-Häuptling.** (S. 85)

solchen Loch, so wird ganz nahe daneben ein anderes gegraben, während das alte als Kehrrichtablagerungsstelle benutzt wird. Über die etwas verengte Öffnung der Gruben werden ein oder zwei dünne Baumstämmchen gelegt, um zu verhindern, daß Menschen oder Tiere hineinfallen.

Auch in Tolon besteht eine kleine Mohammedanergemeinde; ein Malam unterrichtet ein paar Jungen im Lesen. In allererster Morgenfrühe weckte uns der Ruf des Muezzin, und von weitem hörte man die lauten Stimmen der intelligenten Jungen und ihres Lehrers. Er liest mit singender Stimme eine Sure des Koran vor, und sie wiederholen dieselbe im gleichen Tonfall.

Wir verließen nun die Straße nach Daboya und wandten uns mehr nordwestlich; unser Ziel war Lumbungu. Schon nach 8 Kilometern kamen wir durch ein nettes Dorf, namens Yo (tiefes o wie hoffen). Ein Aussätziger ohne Finger und Zehen streckte mir unbefangen die verstümmelte Hand zum Gruß hin. Wie sehnen wir und das Volk die Zeit herbei, in welcher diese Armen in Asylen untergebracht und nicht nur verpflegt, sondern auch isoliert werden! Bis jetzt ist auf der Goldküste noch nichts für sie geschehen. Schon 5 Kilometer weiter trafen wir wieder ein Dorf Kangbo. 15 Kilometer von Tolon kamen wir nach Kasuli, dem Dorf, über welches unser Freund von Tolon Häuptling ist. Kasuli ist nahezu so groß wie Tolon. Der Häuptling traf bald nach uns dort ein, während wir schon weiter gefahren waren. Er gab dann unsern Trägern Eier und eine Anzahl kleine Zitronen als Geschenk für uns mit und versah sie unentgeltlich mit Speise. Die Zitronen waren besonders willkommen, denn Früchte irgendwelcher Art sind im Dagombaland eine große Seltenheit. Nur Papaya, die sogenannten Baummelonen, werden spärlich angepflanzt. Den Mangel an Früchten vermißten wir um so schmerzlicher, als wir bei der herrschenden großen Hitze recht von Durst geplagt wurden und zur Stillung desselben nur leichten Tee

tranken. Da schmeckte denn derselbe mit einem Zusatz von ein paar Tropfen Zitronensaft sehr viel angenehmer und war ungleich durstlöschender als ohne säuerlichen Zusatz. Wir kamen noch durch zwei Dörfer, bis wir nach einer längern, unfruchtbaren Strecke unser Ziel erreichten. Der Karte nach erwarteten wir Lungbungu oder Lumbungu als ansehnliche Stadt zu finden und waren sehr enttäuscht. Das Dorf besteht aus ein paar armseligen Gehöften und ist sehr schmutzig. Der Häuptling war abwesend, und da natürlich kein Rasthof vorhanden war, wurde uns das Gehöft des Häuptlings als Quartier eingeräumt. Diese Einräumung war bald geschehen. Das Gehöft stand leer, und nachdem die große Eingangshütte ein wenig ausgekehrt war, zogen wir ein und teilten sie mit einem großen Flug Tauben, bekamen auch außerdem alle Augenblicke Besuch von Hühnern, Ziegen und großen und kleinen Dagombajungen, die auffallend oft dort etwas verloren zu haben schienen. Die Nähe des Volta verriet sich dadurch, daß eine der Rundhütten im engen Gehöft ein gewaltiges Schienbein eines Flußpferdes als Türschwelle besaß. Wenn auch die Rundhütte des Häuptlings einen Durchmesser von 12 Metern hatte, so zog doch die Mehrzahl von uns vor, im Freien zu übernachten, denn der Sängerwettstreit der Taubenmännchen hörte auch in der Nacht nicht auf.

Am nächsten Morgen wandten wir uns nach Osten und reisten nach Kombungu. Um die Träger bald nach unsrer Ankunft dort zu haben, fertigten wir sie morgens um 3 Uhr ab. Nachdem wir 10 Kilometer zurückgelegt hatten, kam Tibung, ein ziemlich bedeutendes Dorf, in Sicht. Da fanden wir unsere Träger auf ihren Traglasten sitzend, vor ihnen eine große Versammlung der Einwohner, und in deren Mitte zwischen dicken, mit Leder bezogenen Kissen, den Häuptling von Tibung. Auf unsere Frage, was das zu bedeuten habe, sagte uns der Begleitsmann unsrer Träger, der Häuptling von Tibung wolle uns ein Geschenk überreichen. Nachher

stellte es sich aber heraus, daß er krank war und von mir behandelt zu werden wünschte; er habe darum die Träger warten lassen, weil er nicht wisse, welcher von ihnen die Medizinen trage. Der Häuptling, ein hagerer, sehr krank aussehender Mann, erhob sich mühsam und stellte sich mir

Abb. 28. **Savelugu mit unsern Trägern von Tamale.**

vor. Er litt an einer Lungenentzündung mit bedrohlicher Herzschwäche. Leider hatten wir die Medizinkisten nicht bei uns, und so sollte ein Bote mit uns nach Savelugu gehen und dort die nötigen Mittel in Empfang nehmen. Drei Tage nachher stellte sich denn der Bote dort ein, und wir hoffen,

daß er mit den Mitteln nicht zu spät gekommen ist. Der Häuptling dankte sehr nett für die Untersuchung, obschon er natürlich betrübt war, nicht gleich die Mittel bekommen zu können, und schenkte uns zwei schöne Hühner und eine Menge Eier.

Die Regierungsbeamten in Tamale hatten in freundlicher Weise einen Unterhäuptling von Savelugu, der gerade in Tamale anwesend war, damit beauftragt, unsere Träger bis Gambaga zu begleiten und dafür zu sorgen, daß uns die Häuptlinge der Dörfer, in welchen wir übernachten würden, mit dem Nötigen versehen. Abb. 28 zeigt ihn inmitten der Träger mit weißem Leibrock und weiten Beinkleidern; auf der Brust trägt er zwei auf den Leibrock genähte Amulette, von denen das rechte mit Leopardenfell überzogen ist. Auf dem Kopf trägt er die Dagombamütze. Ein so ergebenes Gesicht er auch auf dem Bild macht, wir kennen ihn besser; denn wir haben alle Ursache zu glauben, daß er die Gelegenheit benützte, den großen Herrn zu spielen und die Häuptlinge ordentlich zu brandschatzen. Wir haben ihm denn auch hierüber ein Privatissimum gelesen und hoffen, daß es gefruchtet habe.

Es ist natürlich, daß uns eine solche Wahrnehmung höchst peinlich war, doch war nichts zu ändern. Unter den Verhältnissen, unter denen wir reisten, brauchten wir einen solchen Begleiter für unsere Träger.

Die Wege von Tolon her, bis wir auf die große, nach Gambaga führende Straße kamen, waren wieder so, daß wir alle Kunststücke anwenden mußten, um auf den Rädern zu bleiben. Zwei Dörfer, Sano und Wuba, fanden wir noch in ebener Gegend, dann wurde die Landschaft etwas hügeliger, und auf einem schönen, breiten, aussichtsreichen Hügel, 36 Kilometer von Lumbungu, trafen wir das bedeutende Dorf Schangbalo. Das Dorf hat wenigstens 1000 Einwohner und wohl an die 300 Gehöfte in verschiedenen Gruppen.

Nur 2 Kilometer weiter liegt Kombungu. Der Rasthof liegt nahezu im Mittelpunkt der Stadt. Ringsherum sind, in Entfernung von 300—500 Meter, die verschiedenen Stadtteile. Hoch über der Stadt kreisten eine Menge Störche, andere saßen auf den hohen Kapok- und Feigenbäumen, wo sie nisten. Den Häuptling, einen würdevollen, gemessenen Herrn, fanden wir vor dem Eingang seines Gehöftes, um ihn her seine Ältesten, neben der Türe sein zwerghafter Diener, der beständig ein messingenes Becken in der Nähe bereit haben muß, worin einige Kolanüsse in Wasser liegen, welche die Majestät zu kauen geruht. Links von der Eingangsöffnung befand sich der Trommler mit zwei durch Hölzer gestützten Trommeln (Abb. 27).

Der Häuptling erlaubte uns, einen Gang durch sein Gehöft zu machen. Es besteht, außer der großen Eingangshütte, aus nicht weniger als 31, zum Teil recht geräumigen Rundhütten, und in der Mitte dieses labyrinthartigen Gewimmels erhebt sich ein eigentümliches Bauwerk im Stil einer Moschee. Es ist ein viereckiger Lehmbau mit flachem Dach und gewaltig dicken Mauern, der dem Häuptling als Aufbewahrungsort für seine Schätze und sein Schießpulver dient. Von letzterem hatte er in den früheren unsicheren Zeiten immer einen großen Vorrat dort verwahrt. Von dem flachen Dach, zu welchem man mit Hilfe einer von Lehm gebauten schiefen Ebene hinaufklettern kann, übersieht man das Gehöft und die nächsten Stadtteile (Abb. 29). Die nächst gelegenen Dächer lassen die Art und Weise, wie sie gedeckt werden, erkennen. Rechts im Bild ist eine Rundhütte mit besonders verzierter Türöffnung zu erkennen. Die Verzierung besteht aus Tellerscherben und hauptsächlich aus Stücken von Kürbisschalen, die mosaikähnlich in den Lehm der Türöffnung hineingedrückt wurden. Links im Bild sieht man ein paar Rundhütten im Bau. Zuerst werden die Mauern vollständig aufgebaut, und erst nachher die Eingangsöffnung hineingeschnitten und darauf modelliert,

Abb. 29. **Gehöft des Häuptlings Kombungu von der Zitadelle aus.**

wobei dann die Verzierungen angebracht werden. Auf den freien Plätzen um die Gehöfte wird überall Tabak gepflanzt. Auf die Märkte wird er dann in Form von Kugeln oder dicken, spindelförmigen Rollen gebracht. Es wird in Dagomba viel geschnupft und gekaut, weniger geraucht.

Nördlich vom Rasthof liegt der Stadtteil der ziemlich zahlreichen Mohammedanergemeinde. Neben der ärmlichen Moschee steht eine schöne Dattelpalme. Hat wohl ein Mekkapilger den Kern, aus welchem sie erwachsen ist, fern aus dem Norden oder Nordosten gebracht? Der größte Stadtteil liegt südöstlich vom Rasthof. Kombungu hat wahrscheinlich 8—10 000 Einwohner; viele von ihnen scheinen durch Handelsgeschäfte auswärts zu sein.

Beim frühesten Morgengrauen sahen wir eine ganze Schar Kinder mit brennenden Grasfackeln zwischen den Stadtteilen hin und her rennen. Sie machten Jagd auf eine kleine Art Hasen, die in großer Zahl dort vorzukommen scheinen; sie werden vom Feuerschein geblendet und fallen dann den wilden, leichtfüßigen Kindern zur Beute.

Am nächsten Tag gelangten wir nach Savelugu. Der dorthin führende Weg war sehr schlecht, wohl der schlimmste auf der ganzen Reise. Er ist zwar sehr viel begangen, aber überall mit tiefem Sand bedeckt. Der ursprüngliche Weg ist sehr tief ausgetreten, und so sind neben ihm eine ganze Anzahl Parallelwege entstanden, von denen man alle Augenblicke einen andern wählen muß, wenn man glücklich durchkommen will.

Die Entfernung von Kombungu bis Savelugu beträgt nur 15,3 Kilometer; wir waren aber sehr müde, als wir endlich gegen Mittag in Savelugu ankamen. Savelugu liegt an der Straße von Tamale nach Gambaga. Die Stadt ist in einem nach Westen offenen Bogen gebaut und besteht aus einem verhältnismäßig schmalen Streifen von Gehöften von etwa 2 Kilometer Länge. Die Gehöfte sind in größern

Abb. 30. **Häuptling von Savelugu.**

Gruppen zusammengebaut, und zwischen den einzelnen Gruppen sind schöne, freie Plätze und breite Straßen.

Der Oberhäuptling von Savelugu war abwesend; wir besuchten daher seinen Stellvertreter. Er empfing uns im Kreis seiner Ältesten vor dem Eingang in sein Gehöft (Abb. 30). Er trug Mohammedanerkleidung, auf seinem weißen Turban war ein Amulett befestigt, zu seinen beiden Seiten lagen schwellende, mit schönen Lederbezügen versehene Kissen. Er ist ein sehr verständig und freundlich aussehender Mann. Seine große Rundhütte zeigt allerdings Spuren von Verfall, indem von der Eingangsöffnung die Hälfte der Lehmverkleidung weggebrochen ist. Der nördlichste Teil der Stadt, und zwar ein sehr ansehnlicher Teil, ist von den Dagomba, die Mohammedaner geworden sind, bewohnt. Der ihnen vorstehende Imam ist ein sehr sympathischer, hagerer Mann, mit ehrwürdigem, weißem Bart und fast vornehmem Wesen.

Abb. 31. **Moschee in Savelugu.**

Er erlaubte mir freundlich, die Moschee, die neben seinem Gehöft steht, zu photographieren (Abb. 31). Als ich ihn bat, mir dabei als würdige Staffage zu stehen, lehnte er das sehr höflich ab und sandte mir durch seinen Diener ein schönes Straußenei als Geschenk. Die Moschee ist ein eigenartiges Bauwerk. Zwei Eingänge führen in einen Hof, von wo aus man dann in das Innere gelangt. Die Mauern sind durch Strohgeflecht vor den Einwirkungen des Regens sorglich geschützt, und ein paar Straußeneier zieren die höchsten Erhebungen der Lehmmauern.

Bei einem Gang durch die Stadt hörte ich von weitem den eintönigen Singsang einer mohammedanischen Schule. Ich fand sie in einer dunkeln Rundhütte. Der alte Lehrer, mit weißem Haar und Bart, saß auf einem Kuhfell, neben ihm zwei junge Männer. Der Lehrer hatte ein schönes, altes Manuskript des Koran in Hausa mit arabischen Lettern vor sich, der eine der Schüler ein jüngeres Manuskript derselben Art, aber sehr von Wasser beschädigt, der andere behalf sich mit einer hölzernen Tafel, auf der die gelesene Stelle mit groben Zügen geschrieben war. Etwas zögernd kam auf meine Bitte der Alte mit seinen Schülern aus der Höhle heraus und setzte sich an den Fuß einer Rundhütte, wo ich dann Abb. 32 aufnehmen konnte.

In Savelugu bot ein junger Dagomba, namens Musa, uns seine Dienste an. Ich stellte ihn sofort an. Wir konnten sehr gut noch einen zuverlässigen Träger brauchen, und mir sollte er später noch in meiner Arbeit behilflich sein. Er hat sich denn auch unsere ganze Zufriedenheit erworben; was man ihm anvertraute, das besorgte er jederzeit so gut er irgend konnte (s. Abb. 3 S. 7).

In Savelugu drohte unsrer Reise eine ernstliche Unterbrechung. Bei einem der Reisenden stellte sich eine auf den ersten Blick recht bedrohliche Störung der Gesundheit ein, doch das Unwohlsein ging rasch vorüber, und ein Rasttag brachte alles wieder leidlich ins Geleise. Es erschien aber

Abb. 32. **Lehrer und Schüler in Savelugu.**

geraten, die anstrengende Reise nach Karaga aufzugeben und auf der guten Straße nach Gambaga zu reisen.

Am 27. Februar brachen wir auf und reisten nordwärts. Es wurde uns klar, daß wir bei der Reise über Tolon-Kombungu-Savelugu wahrscheinlich das am dichtesten bewohnte Gebiet der Dagomba gesehen hatten. Eine künftige Dagombamission müßte dort in jener Gegend ihren Hauptsitz haben, so weit es sich um die im englischen Gebiet wohnenden Teile des Volks handelt. In einem Kreis von 30 Kilometer Radius mit dem Mittelpunkt Tamale kann man einen sehr großen Prozentsatz des ganzen Dagombavolkes erreichen. Zu Pferd kann man fast mühelos in die großen Orte Tolon, Tibung, Kasuli, Schangbalo, Kombungu und Savelugu gelangen und so eine schöne, aussichtsreiche, energische Missionstätigkeit eröffnen. Das Bestehen von großen, einflußreichen Mohammedanergemeinden wird neue Aufgaben und sehr schwierige Fragen bringen, es wird große Ansprüche an den Takt und die Weisheit der Missionare stellen, aber es wird sich dort ein herrliches Feld der Tätigkeit eröffnen für Männer, die ihre ganze Person und alle ihre Fähigkeiten in Gottes Dienst stellen wollen und deren Lebensaufgabe darin besteht, Gottes Willen zu tun.

An der Straße nach Gambaga kamen wir durch die kleinen Dörfer Tamale, 8 Kilometer von Savelugu, und Tung, weitere 2 Kilometer nach Norden. Die Dörfer scheinen im Entstehen begriffen zu sein. Die neu angelegte, breite Straße mit ihrem steigenden Verkehr lockt die Leute aus der Umgebung zur Ansiedlung an ihr. Tung liegt sehr schön auf einem Hügel mit herrlichem Ausblick nach Norden und Nordosten. Zu Füßen des Hügels dehnt sich eine sehr weite Ebene gegen Norden aus. Auf dem Hügel liegen prächtige Sandsteine, die so, wie sie sind, als Bausteine verwendet werden könnten. Am Fuß des Hügels fließt ein damals ausgetrockneter Bach, der aber das Gelände weithin versumpft. Weiterhin war die neue Straße noch nicht gebaut oder nur

durch eine Lichtung in der Baumsavanne angedeutet. Wir fuhren darum große Strecken auf der alten, sehr ausgelaufenen Straße. 24 Kilometer von Savelugu kamen wir durch das kleine Dörfchen Nkusie, und nach 31 Kilometern langten wir in Diari, unserm Rastort für den Tag, an. Vor Diari liegt die Karawanserei. Sie stellt nahezu den Gipfel der Bescheidenheit dar. An den Grenzen eines von Gras und Gebüsch gereinigten Platzes sind 1,5 Meter hohe Grashütten gebaut, zu welchen kleine Löcher Zugang bieten. Auf dem freien Platz werden die Tiere der Karawanen an Pflöcke angebunden, während die Mannschaft in die Grashütten kriecht und dort schläft.

In Diari erwartete uns eine große Überraschung. Wir fanden bei unsrer Ankunft den Rasthof schon besetzt, und zwar von zwei französischen Kolonialbeamten, die von Wagudugu durch englisches Gebiet reisten, um mit dem Gouverneur der Goldküste und dem von Togo zu unterhandeln.

Sie räumten uns mit der größten Liebenswürdigkeit die eine der größern Rundhütten ein und baten uns, ihre Gäste zu sein. An der gastlichen Tafel der Herren entspann sich ein für uns sehr lehrreiches Gespräch über die Verhältnisse im französischen Sudan, wogegen wir ihnen mit Auskunft über die Goldküste dienen konnten. Auf unsere Frage, welche Aussichten eine evangelische Mission im französischen Sudan haben würde, erklärte uns der ältere der Herren, daß einer solchen von der Regierung die größten Schwierigkeiten entgegenstehen würden. Es war offenbar nur die Höflichkeit, die ihm verbot, rund heraus zu sagen: Eine evangelische Mission sei dort eine Unmöglichkeit. Auf die Frage, warum denn den weißen Vätern erlaubt sei, zu missionieren, teilte er uns mit, daß die Regierung alle Schulen der weißen Väter geschlossen habe. Nach Überwindung großer Schwierigkeiten haben die Väter ein großes Landstück in der Nähe des Niger zur Anpflanzung von Sisalhanf (einer Agavenart, deren Blätter das Material zu einem

sehr geschätzten Bast liefern) bekommen. Das sei nun die Arbeit der Väter, und auch diese Arbeit sei ihnen nicht sicher, denn nach einiger Zeit werde der Stand der Pflanzung durch Regierungsbeamte besichtigt, und wenn die Pflanzung nicht befriedige, werde sie den Vätern von der Regierung ohne weiteres abgenommen. Den Einwand, daß doch die Regierung dankbar sein sollte, wenn die Missionare der Regierung helfen, das Volk zu erziehen und zu bilden, suchte der Herr damit zu entkräften, daß er sagte: Die Regierung betrachte die Erziehung und Schulung der Völker als ihre alleinige Pflicht. Sie geschehe im französischen Sudan durch die Regierungsbeamten. Bei der Ankunft eines Beamten in einem Dorf versammle sich die Einwohnerschaft um ihn, und er vermittle ihnen in Gesprächsform diejenigen Kenntnisse, welche die Regierung wünsche, daß das Volk besitze. Als wir auf die ungeheure Ausdehnung des französischen Kolonialbesitzes hinwiesen und unsere Zweifel aussprachen, daß dies ganze Gebiet in der angedeuteten Weise durch die Regierungsbeamten genügend beeinflußt werden könne, erwiderte er, daß die Zahl der Beamten so groß sei, daß die Aufgabe der Volksbildung ganz wohl von ihnen gelöst werden könne.

Sind diese Mitteilungen wirklich richtig, und wir haben keinen Grund daran zu zweifeln, indem der „Administrateur des Colonies françaises“ einen überaus vertrauenerweckenden Eindruck machte, so wird noch einige Zeit vergehen, bis die weiten Gebiete im Norden der Goldküste und Togo dem Evangelium geöffnet werden. Das Bewußtsein aber, daß die Zeit unfehlbar kommen muß, in welcher diese, jetzt noch so fest verschlossenen Türen durch höchste Hand geöffnet werden, ob Menschen versuchen sie geschlossen zu halten oder nicht, brachte uns neben dem herben Schmerz beim Gedanken an die Tausende, denen jetzt noch das ewige Licht nicht leuchten kann, doch auch zum Bewußtsein, wie ohnmächtig die Menschen sind, wenn sie sich wider Gott setzen. Mit wie fröh-

lichem Mut und zuversichtlichem Siegesbewußtsein dürfen aber auch die Kinder des Höchsten das Kommen Seines Reiches erwarten trotz des Widerstands der Menschen!

Am nächsten Morgen bestiegen die beiden Herren in aller Frühe ihre prächtigen Pferde und ritten nach Süden; wir wandten uns wieder nach Norden, unserm nächsten Ziel Nasia entgegen. Auf dieser Strecke begegneten wir einer Menge Karawanen von Lasteseln. Es sind zierliche, schlanke Tierchen von hellem bis dunkelm Grau, mit kurzen Haaren und einem dunkeln Strich über den Rücken; selten begegnet man braunen und noch seltener schwarzen Eseln. Mit ihren klugen, schwarzen Augen sahen sie uns gar fragend an, wenn wir ihnen auf unsern Maschinen, dergleichen ihnen noch nie vorgekommen war, näher kamen. Die meisten trippelten ruhig, wenn auch etwas besorgt an uns vorbei, andere aber brachten das nicht über sich. Sie legten ihre langen Ohren zurück, saßen ganz richtig auf die Straße ab und ließen ihre Last, zwei an ihren Seiten hängende Körbe, nach hinten gleiten, halfen wohl auch mit Schütteln nach und sprangen dann los und ledig von der Straße seitwärts. So drollig ein sitzender Esel, der sich seiner Last auf solche Weise entledigte, aussah, so war doch die Überraschung und Fassungslosigkeit der Eseltreiber fast noch lächerlicher. Sie nahmen die Sache nach geschehener Tat auch von der komischen Seite, holten lachend die Ausreißer zurück und beluden sie aufs neue. Schaden entstand durch das Abwerfen der Lasten nicht, denn der Inhalt der Körbe bestand aus unzerbrechlichen Waren, meist aus Körnerfrüchten.

Außer solchen Eselskarawanen wurden recht ansehnliche Herden Groß- und Kleinvieh südwärts an uns vorbeigetrieben. Das Großvieh bestand hauptsächlich aus Buckelrindern, die als Schlachtvieh nach Salaga und Kumase kommen. Zur Zucht eignet sich diese Rindviehrasse in den südlicheren Gegend nicht recht, wie uns auch später von den deutschen Beamten, die der Frage großes Interesse entgegen-

bringen, bestätigt wurde. Das gleiche gilt von der Rasse der großen, schlanken Schafe, deren Widder schön gedrehtes, fast wagrecht abstehendes Gehörn tragen. Die Gegend, durch die die Straße führt, wird immer menschenleerer.

Fünf Kilometer von Diari ist das kleine Dörfchen Lema, 9 Kilometer weiter Piegu, ein ebenso ärmliches Dörfchen in der Nähe eines steinigen Hügels gelegen. Von hier führt ein Weg durch menschenleere Einöde hinüber nach Karaga. Unser Dagombadiener Musa ist von Karaga gebürtig und sagte uns, daß bei weitem nicht so viel Leute dort in jener Gegend leben als um Tamale herum. Der Weg führe zwei Tagereisen weit durch fast gänzlich unbewohnte Gegenden.

Wenn wir auch oft schlechtes Wasser bekamen, so schlimm, wie in Piegu, ist uns auf der ganzen Strecke keins mehr vorgekommen. Wir fanden zwei Knaben in einer Wasserlache ihre Gefäße mit einer unglaublichen Flüssigkeit füllen. Wir wollten nicht glauben, daß es menschenmöglich sei, so etwas, das gar nicht mehr den Namen Wasser verdiente, zu trinken. Um ins Klare zu kommen, baten wir um etwas gutes Wasser, worauf die armen Bürschchen uns geschäftig eine kleine Kürbisschale mit der Flüssigkeit füllten und zum Trinken brachten. Mit herzlichem Bedauern für die armen Leute dankten wir ihnen für ihre Mühe und zogen weiter. 28 Kilometer von Diari kamen wir an ein drittes Dörfchen Disiga und dann nach weitern 8 Kilometern an das schöne Flüßchen Nasia, durch das eben eine große Schafherde getrieben wurde. Gewaltig große Buckelochsen mit prachtvollem Gehörn kamen uns von der andern Seite des Flüßchens entgegen. Zwei Kilometer weiter kamen wir an das Dorf Nasia mit einem ordentlichen Rasthof. Mit dem Überschreiten des Flüßchens hatten wir das Gebiet der Dagomba verlassen, denn das Dorf Nasia ist von Mamprusi bewohnt.

Die Mamprusi sind ein kleiner Volksstamm, der vom Flüßchen Nasia nordwärts bis über Gambaga hinaus,

Abb. 33. **Unterhäuptlingshaus in Savelugu.** (S. 89)

wahrscheinlich auch noch zu einem kleinen Teil auf deutschem Gebiet wohnt. Der Stamm mag vielleicht 15 000 Menschen zählen. Die Dörfer der Mampruſi und Tampruſi ſind klein; wie es ſcheint, wohnen ſie auch ſchon etwas zerſtreuter als die Dagomba. Sie ſprechen einen Dialekt des Dagbane und ſind unſrer Beobachtung nach ganz gut mit der Sprache der Dagomba zu erreichen. Es iſt ein im ganzen kräftiger Menſchenſchlag. (Abb. 36.) Die Kleidung iſt dürftiger als die der Dagomba. Als Stammeszeichen ſcheinen ſie einen langen Tätowierſchnitt von der Mitte der linken Naſenſeite nach dem linken Unterkieferwinkel zu tragen. Während die Dagomba gern auf dem Scheitel einen Streifen Haare bis in den Nacken ſtehen laſſen, haben viele Mampruſi und Tampruſi zwei rundliche Inſeln von Haaren auf dem Scheitel (ſ. Abb. 36), doch ſcheint ſolche Haartracht nicht den Wert von Stammeszeichen zu haben und mehr eine Art Modeſache zu ſein. Die Kleidung fehlt bei Kindern ganz, erwachſene Männer tragen eine Art Badehoſen oder auch ein kleines Fell, das an einer Lendenſchnur befeſtigt wird. Kopfbedeckungen ſahen wir nicht häufig. Der Häuptling von Naſia trug eine Dagombamütze mit einigen Amuletten daran, am Daumen der rechten Hand einen ſehr dicken Ring von Silber und an einer

Abb. 34. **Mamprusibübchen.**

Abb. 35. **Häuptling von Nasia und sein Jüngster.**

silbernen Kette ein rundes und ein dreieckiges Amulett, das er, wohl zum Schutz gegen den schlimmen Einfluß, der seiner Meinung nach von der photographischen Kamera ausging, vor sich hinhielt. (Abb. 35.)

Bei Nasia teilt sich die Straße in die nach Walewale über den weißen Volta nach Navoro führende, auf welcher die großen Viehtransporte herunterkommen, und in die direkt nach Norden über Gambaga nach Bauku (Bawku) gehende. Letztere ist lange nicht so begangen wie erstere. Wir gingen auf der Straße nach Gambaga. Wegen Mangels an Zeit mußten wir es uns versagen, Walewale und Navoro zu besuchen. Letztere Ortschaft hätten wir sehr gern besucht, um die dort von den weißen Vätern angefangene Arbeit kennen zu lernen.

Während der ersten 24 Kilometer auf der Straße nach Gambaga trafen wir keine menschliche Niederlassung, wohl aber viele Spuren von Wild. Eine Herde Paviane rannte

mit übermütigen Sprüngen vor uns über den Weg; einer davon sprang auf einen niedrigen Baum, setzte sich auf einen Ast und lehnte sich bequem an den krummen Stamm. Von diesem Lehnstuhl aus sah er uns mit seinem komischen Hundegesicht zu und musterte unsere Räder, kratzte sich dabei behaglich an seinem Bauch und sprang dann hinunter und jagte in tollen Sprüngen seinen Gefährten nach. Von Zeit zu Zeit tauchte noch der eine oder andere Kopf aus dem hohen Gras auf, bis sie verschwanden. Elefantenspuren wurden in der Nähe von Bächen sehr häufig und es war der Weg so schlimm zugerichtet, daß wir absteigen und unsere Räder über die großen, oft 30 cm tiefen, runden Löcher führen mußten, welche die mächtigen Tiere in dem weichen Lehm der Straße getreten hatten. Brücken gab es auf der Strecke nicht, und man mußte sehen, wie man über die drei Bäche, die den Weg kreuzten, hinüberkam. Paragu, das erste Dorf an der Straße, hat einen Rasthof, der verlockend unter mächtigen Dawadawabäumen gelegen uns zur Rast einlud; wir wollten aber weiter. Das nächste Dorf Boyeni, 32 Kilo-

Abb. 36. **Tamprusi.**

meter von Nasia entfernt, wählten wir um unsrer Träger willen als Raststation. Ein ganz netter Rasthof lag an der Straße, und kaum waren wir abgestiegen, so kam eilig ein altes Männchen gelaufen, die Hacke über der Schulter, und fragte nach unsern Wünschen. Gleich darauf verschwand er eiligen Laufs in dem nahen Dörfchen und brachte vier stämmige junge Leute mit sich zurück, die sich mit Eifer an die Reinigung des Rasthofs machten und Feuerholz hertrugen, während einige Bübchen mit Kürbisschalen voll Wasser daherkamen. Abb. 36 zeigt die Gesellschaft nach getaner Arbeit. Leider drückte sich dabei das dienstfertige alte Männchen, das uns zuerst empfangen hatte. Wir erfuhren, daß es der Häuptling von Boyeni sei.

Bei einem Gang durch das Dörfchen fand ich einen auf dem Durchschnitt rechteckigen, gegen 30 cm langen, glatten Sandstein von sehr großer Härte und feinem Korn. Wir erfuhren, daß die Dagomba und Mamprusi sich solcher Steine zum Bügeln der schmalen Streifen Baumwollstoff bedienen, welche dort die zahlreichen Weber aus einheimischer Baumwolle herstellen. Diese etwa 6—8 cm breiten Streifen werden über Nacht auf die Straße gelegt und am Morgen, wenn sie taufeucht sind, mit solchen Steinen kalt gebügelt. Die Einwohner gehören dem kleinen Stamm der Tamprusi an.

Die Gehöfte machten nicht gerade einen hervorragend guten Eindruck, und auch die Wege durch das kleine Dorf waren recht unsauber. Besuche in den Gehöften stellten wir darum nach dem ersten Versuch ein, weil der weibliche Teil der Bevölkerung, soweit er nicht verheiratet war, vollständig unbekleidet erschien oder richtiger schleunigst in der nächsten Rundhütte verschwand. Man ersah daraus, daß sie doch scheinbar empfanden, es sei nicht schicklich, so vor Fremden zu erscheinen. Das ist doch als ein Schritt in der Richtung zu sittsamer Bekleidung anzuerkennen.

In der Nähe des Dorfes hörte ich fröhliche Männer-

und Kinderstimmen. Ich ging ihnen nach und kam in ein kleines Bachtal. Da war eine Anzahl Männer und Knaben eifrig beschäftigt, Fische zu fangen. Sie hatten das Bächlein abgedämmt, kamen nun von oben her im Wasser gewatet und trieben die Fische vor sich her, bis sie in der Nähe des Dammes angelangt, durch einen zweiten, rasch aufgeworfenen Damm die Fische am Entkommen hindern konnten. Nun lasen sie mit größter Seelenruhe einen Fisch nach dem andern aus dem Schlamm und Wasser auf und warfen sie in eine flache Grube, die mit ein paar Zweigen bedeckt war. Ich erstand ein paar ganz schöne Fische für ein Billiges und konnte damit meine Gefährten überraschen in einer Gegend, wo sonst kaum jemand an die Möglichkeit gedacht hätte, frische Fische zu bekommen. Diese barbarische Art des Fischfangs wird von all den verschiedenen Völkerschaften weit umher betrieben, und es ist nur wunderbar, daß trotzdem immer noch Fische vorhanden sind.

Am nächsten Tag kamen wir auf verwahrlosten Wegen nach dem Dörfchen Lingbisi oder, wie es die Hausa nennen, Maibindiga (d. h. Jäger oder Schütze). Rings um das Dorf ist Tabak angepflanzt. Der Kuhstall des Dorfes ist recht originell. Es ist eine große Rundhütte, deren Mauern aus starken Baumstämmchen bestehen, die in den Boden eingerammt sind. Das große Grasdach trägt auf der Spitze eine Lehmkappe, in welchem ein prächtiges Antilopengehörn eingelassen ist.

Von Lingbisi an wird der Weg schmaler. Während er bisher durch flaches Land über weite, mit feinem Gras bewachsene Ebenen und durch lichte Wälder geführt hatte, fing er nun an hügelig und je länger je sandiger zu werden. Zunächst führte er noch durch frisch sprossenden lichten Wald. Es war eine eigentümliche Schönheit der Gegend, und wir fühlten uns in einen heimatlichen Laubwald zur Frühlingszeit versetzt. Freilich fehlten die lieblichen Blumen, und bei der Aufnahme eines Bildes überfielen mich Hunderte von

kleinen Bienen, setzten sich in meinem Gesicht und Haar fest und nötigten mich, schleunigst mein Rad zu besteigen und meinen Gefährten nachzujagen, die schon einen guten Vorsprung vor mir hatten. Ihre Spuren waren in dem sandigen Wege leicht zu erkennen.

Nach weitern 6 Kilometern kamen wir an das sehr ärmliche Dorf Boku. Die Gegend wurde immer hügeliger. Überall liegt ein weicher, leicht verwitternder grauer Sandstein in breiten, flachen Schichten zutage; er gibt das Material zu dem oft mehr als knöcheltiefen Sand, der den Weg bedeckt und das Fortkommen sehr erschwert. Entsprechend dieser Gesteinsart ist die Gegend unfruchtbar und offenbar sehr dünn bevölkert. Nach und nach nimmt die Landschaft das Gepräge einer Hochebene an. Über diese Hochebene ziehen von Südwest nach Nordost niedrige, 30—40 Meter hohe Hügelrücken annähernd parallel. Auf der sanft gegen Norden ansteigenden Hochebene liegt, 29,5 Kilometer von Boyeni, 153 Kilometer von Tamale, die recht bedeutende Stadt Gambaga.

Gambaga hat ungefähr 8000 Einwohner; davon sind ein ziemlich bedeutender Teil Mohammedaner. Der Imam schien uns ein etwas unduldsamer Herr zu sein, wenigstens stießen wir bei ihm zum erstenmal auf unfreundliche Abweisung, als wir ihn baten, uns zu erlauben, von dem flachen Dach der Moschee einen Blick über die Stadt zu tun. Auch sonst war die Haltung der Bevölkerung nicht erfreulich; besonders aufdringlich, geradezu frech benahmen sich jüngere Leute beiderlei Geschlechts, sodaß wir lebhaft an das Benehmen der Bevölkerung einiger Ortschaften auf der südlichen Goldküste erinnert wurden. Die Regierungsstation besteht aus einigen nicht gerade ansehnlichen Lehmhäusern mit weit herunterhängenden Grasdächern, die etwas verwahrlost erschienen. Der Eindruck wurde noch dadurch verstärkt, daß die Grasdächer nicht beschnitten waren und das Gras der Bedachung unordentlich in langen, regellosen

Strähnen herunterhing. Der Raum, in welchem der dort stationierte Arzt seine Kranken empfängt, ist von bedrückender Enge.

Leider war gerade ein höherer Offizier der Schutztruppe mit dieser abwesend auf einer Strafexpedition gegen einen Stamm der Kusasi oder, wie sie die Engländer nennen, der Frafra; ebenso war der Kommissar auf einer Dienstreise. Wir wurden aber von dem dort stationierten Arzt sehr freundlich aufgenommen, und man wies uns in einem der Regierungshäuser Quartier an. Außer dem Regierungsarzt war noch die Gemahlin des Kommissars und ein Hauptmann der Schutztruppe anwesend, der kurz vorher von der Expedition gegen die Kusasi zurückgekommen war. Die Veranlassung zu dem Zug gegen jenen Stamm war ein vielfacher Mord, den er sich hatte zu Schulden kommen lassen. Es war ein Häuptling mit seiner ganzen Familie auf grausame Weise umgebracht worden, und statt daß die Mörder ausgeliefert wurden, nahm der Stamm eine drohende Haltung an, zog sich auf einen der schwer zugänglichen felsigen Hügel zurück und richtete sich dort zur Verteidigung ein. Es war darum nötig, mit Waffengewalt gegen ihn vorzugehen. Aus den Erzählungen des Hauptmanns war zu entnehmen, daß das mit möglichster Schonung geschah und unnötiges Blutvergießen streng vermieden wurde, wenn auch der Stamm die Überlegenheit der Macht Englands nachdrücklich zu spüren bekam. Die Kusasi wehrten sich aber tapfer, und es ist verständlich, warum früher der gefürchtete Sklavenjäger Samori es nicht wagte, mit den Kusasi anzubinden. Abgesehen davon, daß ihre Gehöfte richtige kleine Festungen sind, haben sie die Gewohnheit, bei Annäherung überlegener Feinde sich auf die felsigen Hügel ihres Landes zurückzuziehen und von dort aus den anrückenden Feind mit vergifteten Pfeilen zu beschießen, mit denen sie bis auf 250 Meter weit zu treffen verstehen. Schon eine nur kleine Ritzwunde durch einen solchen Pfeil führt in der Regel nach zwei Stunden

den Tod des Getroffenen an Herzlähmung herbei. Zu Pfeilgift verwenden die Leute die Samen von Strophantus hispidus. Sie scheinen diese mit noch andern pflanzlichen und tierischen Stoffen zu einem dicken Extrakt einzukochen und damit die Pfeilspitzen zu bestreichen.

Auch in Gambaga trafen wir eine kleine Anzahl von Christen aus unsern Gemeinden an der Goldküste. Wir suchten die Bande der Gemeinschaft neu zu knüpfen und freuten uns, daß es auch ihnen ein Bedürfnis war, dies zu tun. Wir sangen miteinander unsere trauten Lieder und redeten über Geistliches und Weltliches, von ihrem Leben hier in der Fremde und von ihren Volksgenossen und Gemeindegliedern ihrer Heimat. Während unsres Aufenthalts kochten ihre Frauen wiederholt für uns die Landesspeisen ihrer Heimat, und zu unsrer Abreise versahen sie uns noch mit Mundvorrat, der uns dann sehr willkommen war, als wir in Gegenden kamen, wo kein Jams mehr gebaut wird.

Wenn Gambaga je eine Missionsstation werden sollte, so wird die Bevölkerung der Stadt besondere Anforderungen an den Takt, die Geduld und Weisheit des Missionars stellen. Abgesehen von der sehr großen Mohammedanergemeinde, liegt die Schwierigkeit in dem nicht sehr angenehmen Charakter der Stadtbevölkerung. Wegen Trägerwechsel konnten wir erst am vierten Tag nach unsrer Ankunft von Gambaga aufbrechen. Die Verzögerung hatte aber das Gute, daß wir gerade noch das so sehnsüchtig erwartete Telegramm von den Unsrigen in Empfang nehmen konnten. Wir saßen gemütlich plaudernd am Abend vor unsrer Abreise in der „Offiziersmesse", d. h. unter freiem Himmel und unterhielten uns über gemeinsame Bekannte. Schließlich waren wir auch auf das politische Gebiet hinübergekommen, da kam ein Bübchen dahergelaufen und trug in einem Hirsestengel von Fingerdicke, dessen oberstes Glied gespalten war, einen großen Briefumschlag an uns adressiert. Das ist die Art und Weise, wie von Gambaga Briefe be-

Abb. 37. **Markt in Gambaga.** (S. 102)

fördert werden. Ein Junge bekommt durch Vermittlung des Häuptlings in einem solchen Hirsestengel die Post, er bewaffnet sich mit Pfeil und Bogen und läuft ins nächste Dorf, dort sorgt der Häuptling dafür, daß einer seiner Untertanen den Brief in derselben Weise in das weiter dem Bestimmungsort der Sendung zu gelegene Dorf befördert und so weiter.

Unsere Freude war groß, als aus dem großen Briefumschlag das ersehnte Telegramm mit guten Nachrichten von den Unsrigen zum Vorschein kam.

5. Von Gambaga bis zur deutschen Grenze.

Wenn Gambaga schon den Charakter einer Hochebene trägt (die Stadt liegt 450 Meter über dem Meer), so tritt dies auf dem Wege nach Norden von Gambaga aus noch mehr in Erscheinung. In zwei Bachtälern herrschte noch ziemlich frisches Grün. Ein schöner Baum trat in den Tälern besonders häufig auf, der über und über mit schönen, weißen Blüten bedeckt war, wahrscheinlich eine Caesalpinie; sonst aber hatte die Landschaft einen unwirtlichen Zug. Überall waren graue Sandsteinfelsen, von Wind und Regen tief angenagt, zu erblicken. Die freien Hochflächen zeigten Spuren von ungewöhnlicher Windeinwirkung; die spärlichen Bäume waren verkrüppelt und zerzaust. Dennoch herrschte eine hohe Temperatur. Die Winde, die über die Hochebenen streichen, führen die über dem bloßen Boden erwärmte Luft mit sich. Ein paar ganz ärmliche Dörfchen liegen am Wege, bis dann 8 Kilometer nördlich von Gambaga der Steilabfall der Hochebene erreicht wird, über den der Weg hinabführt auf die endlose Ebene, die mit unbedeutenden Unterbrechungen bis an den Niger reicht.

Ein weiter Ausblick tut sich vor dem Reisenden auf, der auf der Stelle steht, an der die Hochebene jäh ins Tal des weißen Volta abfällt. Bis an den fernen Horizont wechseln

Grassteppen und lichte Baumsavannen miteinander ab. Es ist ein großartiges, aber düsteres Gemälde. Die ungeheure Ebene trägt den Stempel der Einöde und Unfruchtbarkeit. Nur ein Band reichern Pflanzenwuchses zieht sich von Ost nach West am Fuß des Berges hin. Es ist dies der Galeriewald zu beiden Seiten des weißen Volta, der vom Fuß des östlich vom Wege gelegenen, ebenso steil abfallenden Hügels als breites Silberband heraufglänzt.

Eine Karawane mit Lastesseln, großen Schafen und einem Pferd stieg gerade den halsbrechend steilen Weg aus der Ebene herauf. Die Lastesel trippelten hurtig und ohne Zeichen von Ermüdung über die steilen Felsen herauf, die Schafe aber keuchten schwer, und einige von ihnen erreichten nur mit Mühe die Höhe. In 20 Minuten waren wir unten auf der Ebene angelangt, und nach wenigen Kilometern erreichten wir das Ufer des weißen Volta.

Jenseits lag ein armseliges Gehöft, diesseits war eine große, von Karawanen zerstampfte Fläche. Im Flußbett lag der uns bekannte graue, weiche Sandstein, teils flächenhaft über Wasser, sodaß wir trockenen Fußes den Fluß überschreiten konnten, teils bildete er unzählige kleine Inseln. In der Felsenbarre, über die wir schritten, hatte das strömende Wasser die wunderlichsten Formen und Kanäle gewühlt; keiner der letztern war so breit, daß man ihn nicht hätte mühelos überschreiten können. Der Besitzer des Gehöftes am rechten Ufer reichte uns herrliches Wasser aus dem Fluß, und es stellte sich dabei heraus, daß er ein tschisprechender Neger von Pando sei, der schon früher mit Missionaren unserer Gesellschaft in Berührung gekommen war.

Wir waren mit dem Überschreiten des weißen Volta in das Land der Kusasi oder Frafra (nackt Herumlaufende), wie sie nach einem Schimpfnamen heißen, gekommen. Daß ihnen der Name Frafra mit einem gewissen Recht beigelegt wird, sahen wir schon beim Übergang über den weißen Volta. Da waren ein paar Kusasifrauen mit Holzlesen beschäftigt.

Sie hatten an Stelle von Kleidern zwei Büschel Blätter in ihre Lendenschnüre gesteckt, das eine auf der Rück-, das andere auf der Vorderseite. Schon dieser traurige Anblick und was wir sonst noch von den Kusasi sahen, weckte unser herzlichstes Mitleid mit dem armen, verachteten Volk, das in beständiger Furcht vor Menschen und Geistern lebt. Wie zahlreich das Volk ist, entzieht sich unsrer Schätzung, da wir nur einen kleinen Teil ihres Landes gesehen haben. Sie wohnen zu beiden Seiten des weißen und roten Volta bis über die deutsche Grenze hinüber. Es ist sehr schwer, sich über die Zahl der Kusasi zu unterrichten, weil sie nicht in Dörfern beieinander wohnen, sondern in Gehöften, die auf weite Strecken hin zerstreut liegen.

Eine kurze Strecke fuhren wir auf der in sehr schlechtem Zustand befindlichen Straße nach Bauku, dann aber verließen wir sie und fuhren auf engen, krummen Negerpfaden nach Osten. Bald kamen wir an das erste Kusasigehöft. Ein alter, blinder Mann humpelte aus seiner elenden Rundhütte und zeigte uns den Weg zu den nächsten Gehöften. In einem derselben trafen wir einen Aussätzigen und neben ihm unsäglich schmutzige, unbekleidete Knaben; in der Nähe davon, unter der Eingangsöffnung, befanden sich ihre ebenfalls völlig unbekleideten Mütter. Die Blattbüschel scheinen die armen Leute nur als Ausgangskleid zu gebrauchen. Der ebenfalls vollständig unbekleidete Vater der Knaben schnitzte sich eben einen neuen schönen Bogen, verließ aber die Arbeit bereitwillig, als wir ihn baten, uns den Weg zu zeigen. Eilig lief er vor uns her und führte uns zu dem Gehöft des Häuptlings. Mit vielen Worten wurden wir diesem von unserm Begleiter übergeben, und mit ebensovielen, offenbar sehr freundlichen Worten nahm uns der Häuptling in Empfang. Gleich darauf lief dieser eilig davon und brachte einen großen Holzteller mit heißen, in Schibutter gekochten Fladen von Hirsemehl, und in einem irdenen Schüsselchen eine stark mit Pfeffer gewürzte Brühe, zu der er uns einlud.

Ich kostete von den Fladen und fand sie sehr schmackhaft, konnte aber meine Begleiter nicht zum Zugreifen bewegen. Unser nackter Wirt ließ keinen Appetit nach seinem Gericht bei ihnen aufkommen. Desto herzhafter griff mein Musa zu, und wir wunderten uns über seinen unheimlichen Appetit; auch unser Wegweiser blieb nicht zurück, und der Häuptling sah mit Vergnügen zu, wie die Fladen verschwanden.

Bei den Dagomba und Mamprusi hatten wir nur ganz selten die uns von der Goldküste her wohlbekannten Zeichen des Götzendienstes gesehen. Etwa in einer Pflanzung sahen wir an einer Schnur aufgehängte, mit Federn gespickte, kleine runde Kürbisschalen. Bei den Kusasi war das anders. Neben dem Eingang in die Gehöfte fanden wir immer einen kegelförmigen oder ähnlich geformten, etwa meterhohen Lehmbau, auf dessen höchste Spitze eine Kürbisschale gestülpt war, unter der eine Menge Hühnerfedern hervorsahen. An den Wänden der Rundhütten hingen Schädel von allerlei Tieren, Schnüre mit Kaurimuscheln besetzt, Pflanzenfaserbüschel und dergleichen.

Der Häuptling gab uns einen jungen, prächtig gebauten Kusasi als Wegweiser über den weißen Volta mit. Seine ganze Kleidung bestand in einer dünnen Lendenschnur. Mancher Künstler hätte seine Freude gehabt an dem Spiel der kraftvoll entwickelten Muskeln, unter der schokoladebraunen, fast schwarzen, sammtnen Haut, wie er vor uns her eilte, während wir so langsam als möglich hinter ihm herfuhren.

Gegen Mittag kamen wir wieder an den weißen Volta und stiegen das steile, hohe Ufer hinunter auf eine tiefer gelegene, schmale Flußterrasse, die dicht mit Tabak bepflanzt war. Eine Strecke weit ging es auf dieser flußabwärts und dann steil hinab in den Fluß, der hier etwa 100 Meter breit war, in welchem aber eine Sandbank lag, auf die wir leicht hinüber gelangen konnten. Hierin war uns nun der Kusasijüngling überlegen. Er brauchte sich nicht erst seiner

Kleider zu entledigen wie wir; dafür trug er uns die Räder hinüber, und wir patschten hinterdrein bis über die Hüften im Wasser. Die Strömung war kaum bemerkbar, die Sonne stand nahezu senkrecht, und das Wasser war fast wärmer als die Luft. Der Versuch, ein Bad im Fluß zu nehmen, endete rasch mit unserm Rückzug in den Schatten des Galeriewaldes an seinem linken Ufer, denn von einer Erquickung konnte bei der Temperatur des Wassers und der gewaltigen Sonnenhitze nicht die Rede sein.

Als wir auf dem hohen linken Ufer im Schatten der Bäume ein wenig rasteten, kam es unserm Kusasi auf einmal zum Bewußtsein, daß seine Kleidung doch allzu dürftig sei, und er teilte uns dies unmißverständlich durch Gebärden mit. Einer von uns gab ihm darum ein weißes Handtuch, das er gerade bei sich hatte. Seine schwarzen Augen glänzten beim Anblick des Tüchleins, und hocherfreut probierte er es an. Leider reichte es nicht ganz herum. Er war offenbar sehr in Verlegenheit, wie er es am vorteilhaftesten verwenden könnte. Zuerst legte er es so um, daß er hinten bedeckt war. Nach kurzem Besinnen fand er, daß dies nicht das Richtige sei, und probierte es so, daß er vorn bedeckt war. Doch auch dies befriedigte ihn nicht. Plötzlich leuchtete es in seinem Gesicht auf. Er hatte die schwierige Frage glänzend gelöst. Triumphierend knüpfte er das Tuch auf der Seite, sodaß nur der seitliche Teil des Oberschenkels unbedeckt blieb. Nach diesem Erfolg faltete er das Tuch profitlich schön zusammen, zog einen grauschwarzen, zweifingerbreiten Streifen Zeug unter seiner Achsel hervor und benutzte den als Werktagskleidung. Dann zeigte er uns noch leichtfüßig den Weg zum nächsten Gehöft und nahm mit vielen Dankesbezeugungen Abschied von uns.

Der Weg führte durch eine sehr anders gestaltete Gegend als wir bisher gezogen waren. Rechts von uns, im Süden, sahen wir den Steilabfall der Hochebene, über die wir heute von Gambaga her gekommen waren. Über diese

Hochebene ziehen annähernd parallele Höhenzüge von Südwest nach Nordost. Zwischen ihnen liegen seichte Täler von 1—2 Kilometer Breite. Die Hügelzüge fallen alle schroff, zum Teil überhängend, in felsigen Abstürzen gegen die Ebene im Norden ab. Auch viele der Täler enden ganz schroff in der gleichen Linie mit den Hügeln, sodaß man den Eindruck bekommt, die Hochebene sei durch Wasserwirkung weggewaschen. An gewissen Stellen lag an den Abhängen Mergelschiefer, und oben zog sich etwas wie eine Wasserstandslinie in der Höhe des plötzlich aufhörenden Tals an den steilen Abfällen der Hügelzüge hin.

Die Ebene, über die der Weg führte, ist von Bächen durchflossen, die nach Süden in das Flüßchen Sinebaga, das am Fuß des Abfalls der Hochebene hinfließt, münden. Diese Bäche haben nur ganz seichte Tälchen, richtiger nur Furchen in die Ebene gezogen, sodaß man den Eindruck hat, man sei auf einem Boden, auf dem fließende Gewässer erst in jüngster Zeit an der Geländebildung gearbeitet haben. Jedenfalls ist die Gegend geologisch sehr interessant, und wir bedauerten, nicht die nötigen Fachkenntnisse zu besitzen, die uns erlaubt hätten, aus der auffallenden Bildung des Landes deutlicher seine Geschichte zu lesen.

17 Kilometer vom ersten Übergang über den weißen Volta kamen wir an unser heutiges Ziel Sinebaga. Der dortige Häuptling war abwesend, und wir glaubten schon, im Freien übernachten zu müssen. Der Häuptling baut sich ein neues Gehöft, das noch ganz die Kusasibauart zeigt, von der wir hier einige ganz bezeichnende Proben sahen.

Als wir uns eben zur Rast unter einem Schutzdach einrichten wollten, sagte uns ein Kusasi mit Worten und Gebärden, daß ein Rasthof in Sinebaga sei, und richtig, einen Kilometer südwärts trafen wir auf den schönsten Rasthof, der uns auf der ganzen Reise vorgekommen ist. Eine 120 cm hohe Mauer umgab im Kreis einen Hof von nahezu 50 Meter Durchmesser. Um der Mauer mehr Festigkeit zu

Abb. 38. **Rasthof Sinebaga.**

geben, ist sie alle 2 Meter mit Verstärkungen in Kegelform versehen. Im Hof sind zwei ganz hervorragend schöne Rundhütten aufgeführt, die durch einen mit Gras gedeckten Gang miteinander verbunden sind. Zu den Hütten führen zwei Gänge, die mit 50 cm hohen Mäuerchen eingefaßt sind. Die Dächer sind mit Gras gedeckt, und um zu verhindern, daß man durch herabfallenden Staub und dergleichen belästigt werde, sind noch schöne, von Hirsestengeln hergestellte Matten darunter angebracht. Im Hof befinden sich noch Rundhütten für Küche, Träger und außerhalb noch weitere vier zur Unterbringung der Träger und eines Pferdes. Das Ganze, Umfassungsmauer, Hofraum, Gänge und Rundhütten, ist sehr sorgfältig geglättet und mit Dawadawasaft behandelt. Die Mauern sind noch überdies mit weißer Holzasche gestrichen. Abb. 38 gibt einen Eindruck der fleißigen Arbeit der Leute von Sinebaga.

Wir waren nun im Lande der Kusasi, und hätten uns nicht unsere Freunde in Gambaga mit Maisbrot reichlich versehen, so hätten wir uns eben doch zu Speisen aus Hirse verstehen müssen. Erst in Sansanne Mangu wird wieder Jams gepflanzt, Kusasi und Moba begnügen sich mit den beiden Hirsearten Sorghum und Penisetum.

6. Von der englisch-deutschen Grenze bis Sansanne Mangu.

Am 6. März brachen wir auf und fuhren der deutschen Grenze zu. Leichtfüßige, elastische Kusasi-Jünglinge dienten uns als Wegzeiger. Immer wieder hatten wir schöne Ausblicke gegen Süden auf die senkrechten, oft stark überhängenden Felsabstürze der Hügelzüge auf der Hochebene. Die fruchtbaren, oft ganz leicht ansteigenden Ebenen zwischen zwei Bächen waren fleißig bebaut, und überall sah man die zerstreuten Gehöfte. Standen irgendwo drei oder vier Gehöfte nahe beisammen, so waren desto größere Strecken

Abb. 39. **Weisser Volta, linkes Ufer, Blick nach Süden.** (S. 108/9)

wieder ohne irgend ein Gehöft. Die Dörfer nehmen darum einen unglaublich großen Raum ein. Ein Bach ist meist die Grenze; wie weit dem Bach entlang aber ein Dorf sich erstreckt, ist für einen Neuling nicht kenntlich.

Wo wir auf unsern Rädern erschienen, schlüpften Frauen und Kinder wie Murmeltierchen schnellstens durch die engen Schlupflöcher in die Gehöfte; gleich nachher erschien aber ein neugieriges Gesicht im Loch und schaute aus sicherm Versteck den unheimlich blitzenden Maschinen und den fremden Menschen zu. Die Gehöfte zeigen nicht mehr den Charakter der Kusasibauwerke. Die Quermauern durch die Gehöfte fangen an zu fehlen, und wo wir abstiegen, um die hie und da sich versammelnden Männergruppen zu grüßen, hörten wir die unreinen Diphtongen und das tiefe o, sowie viele Gutturale. Im ersten Dorf Loare wohnen schon Moba. Eine Anzahl junger Männer bezeugten ihre Freude an unsern Rädern, daß sie lustig vor uns hersprangen. Als aber unsere Räder knirschend durch den groben Sand fuhren, da stoben sie in hellem Schrecken auf alle Seiten auseinander; nur der Wegweiser, der die Sache schon kannte, lachte sie lustig aus, und bald stimmte die ganze Gesellschaft ein, und der Schrecken war vergessen.

Im nächsten Dorf Siesi kamen die ältern Männer allesamt zu einem Gehöft, an dem wir vorbeizufahren hatten. Wir stiegen ab und schüttelten ihnen die Hand. Sie standen mir zu Abb. 40. Etwas links von der Mitte ist ein Strauch, an dem eine Menge von Dingen hängen, die auf den Geisterdienst Bezug haben. Neben dem Unterkiefer eines jungen Flußpferdes hängen einige Kürbisschalen mit Federn und vertrocknetem Blut von Hühnern; rechts im Bild neben einem kurzen zylindrischen Lehmbau ist ein Pfahl in den Boden gerammt mit einer dreiteiligen Gabel. In dieser Gabel liegt auch irgend ein mit dem Geisterdienst zusammenhängender Stein.

Unter den Umstehenden erkannte ich gleich einen Kol-

Abb. 40. **Moba in Siesi.**

legen. Er hatte seine Instrumente auf der Brust hängen. Sie bestanden aus ein paar Messern und einem pinzettenartigen Instrument. An den Armen trug er kräftige, aus Holz gefertigte Ringe, an den Handgelenken Schnüre mit Leopardenzähnen, sonst aber litt er nicht an Überfluß von Kleidungsstücken.

Die Moba sind zum großen Teil sehr leidenschaftliche Raucher. Die meisten tragen ihre Pfeife nebst einer Portion Tabak an einer Schnur über der linken Schulter. Die Frauen sind fast ebenso eifrige Raucher wie die Männer. Ein altes Frauchen rauchte eine 80 cm lange Pfeife. Ich bat sie, mir diese Pfeife käuflich abzutreten. Sie willigte ein, als sie aber sah, wie ich den noch nicht gerauchten Tabak ausschütten wollte, bat sie mich sehr, ihr den zu überlassen.

Es tat uns leid, daß wir mit den freundlichen zutraulichen Leuten nicht reden konnten und uns auf freundliche Blicke und Mienen beschränken mußten. Händedruck zur Begrüßung und zum Abschied scheint bei den Moba nicht gebräuchlich zu sein, wohl aber ein sanftes, oft wiederholtes Zusammenschlagen der im rechten Winkel zueinander gehaltenen Handteller als Zeichen des Grußes Dankes und Abschieds.

Die Bedachung der Häuser ist bei den Moba anders als bei den bisher auf der Reise berührten Stämmen. Über das gewöhnliche Holzgerippe des Daches werden 3—4 Meter lange Hirsestengel dicht nebeneinander gelegt. Man läßt sie weit über die Mauern herausstehen und schneidet sie dann etwa 1 Meter außerhalb der Mauern schön gleichmäßig ab. Das Grasdach läßt sie etwa 80 cm unbedeckt. Die Dächer sehen infolge davon eigentümlich ausgefranst, aber nicht unschön aus (s. Abb. 46 S. 135).

Wir passierten die Grenze, die mit einem schwarzangestrichenen, zugespitzten Pfahl mitten im lichten, niedrigen Gehölz gekennzeichnet war, und kamen bald in unsern ersten Rastort auf deutschem Boden, nach Punkpariene, 14 Kilometer von Sinebaga.

Schon von weitem sahen wir die rote Dienstmütze des Soldaten, den der Bezirksleiter von Parpart uns von Sansanne Mangu aus entgegengeschickt hatte. Der Soldat war nicht müßig gewesen. Er hatte uns durch die Leute von Punkpariene zwei schöne Grashütten unter einer prächtigen Parkia bauen lassen. Gerade kamen in langem Zug Frauen in ihren Ausgangsanzügen, den Blattbüscheln vorn und hinten, mit Wassertöpfen auf dem Kopf daher, dann eine Anzahl Männer mit noch spärlicherer Toilette. Anstatt der Kleidung schmücken sie sich mit Stirnbändern von Fächerpalmen, die sie sehr nett zu flechten verstehen. In den mit sehr großen Löchern versehenen Ohrläppchen stecken bei jungen Leuten oft fingerdicke, 20 cm lange, hellgelbe Hirsestengel; ein älterer Mann trug in seinem linken Ohrläppchen nicht weniger als 14 Messingringe, im rechten sogar 18, in zweien, etwas größern Ringen, hingen noch je drei kleinere. Am Hals und an den Hüften tragen die Männer Schnüre oder Kaurimuscheln, über dem Ellbogengelenk oft dicke, hölzerne Ringe, an den Handgelenken und über dem Sprunggelenk breite Bänder von Fächerpalmblättern. Ihre Pfeifen, die sie, wie gesagt, auf der Seite oder auf dem Rücken tragen, haben gebrannte Köpfe von rotem Ton; das Rohr besteht aus Bambus oder sonst einem Holz; ein Geflügelknochen, der sauber geschabt ist, dient gewöhnlich als Mundstück. Die Rohre sind meist mit einfachen eingeritzten Strichmustern nett verziert. An Stelle der in Europa beliebten Quasten hängen die Moba ein paar Kaurimuscheln an die Rohre. Einer verband das Schöne mit dem Nützlichen und hatte einen eisernen Pfeifenräumer an sein nett verziertes Pfeifchen gehängt. Ältere Männer tragen oft an einer Schnur über die Schultern das Fell einer Antilope oder eines Schafes auf dem Rücken.

Auffallend viele Moba leiden an chronischer Entzündung der Bindehaut der Augen und ihren Folgezuständen. Der Häuptling von Punkpariene, ein altes, dürftiges Männ-

chen, kam zu mir und zeigte mir seine Augen. Die Wimpern des obern Lides rieben auf der Hornhaut beider Augen und hatten dadurch eine schleichende Entzündung derselben hervorgerufen. Das ist die häufigste Folge dieser chronischen Bindehautentzündung. Zur Beseitigung des Leidens schlug ich ihm eine kleine Operation vor. Er ging darauf ein. Seine Bekleidung bestand aus einem hinten über den Rücken herabhängenden Ziegenfell, daneben hatte er noch als Decke eine ziemliche Schmutzschicht gleichmäßig über den Körper verteilt. Der Feldstuhl, der als Operationsstuhl diente, mußte noch durch ein leicht waschbares Stück wasserdichten Stoffs geschützt werden. Bis das Operationsfeld ordentlich rein war, dauerte es ein Weilchen, und es konnten einem dabei Zweifel an der Waschechtheit der Hautfarbe des guten Mannes aufsteigen. Von Zeichen überwältigender Dankbarkeit nach der Operation kann ich nicht berichten, denn dazu schmerzte die Operation zu sehr, aber nachher wird er schon die günstige Wirkung des Eingriffs zu spüren bekommen haben. Nachdem er eine der großen Flaschenkürbisse voll Augenwasser erhalten hatte, zog er sich in sein Gehöft zurück.

Es war ein wunderschöner Abend. Die Gehöfte lagen still und friedlich über die weite Ebene hin zerstreut; im Süden glänzte eine schroffe, zum Teil überhängende Felswand im Licht der untergehenden Sonne.

Recht leid tat es uns, am nächsten Morgen Punkpariene mit seinen friedlichen, zutraulichen Einwohnern verlassen zu müssen. Wie schon oft legte es sich wie ein schwerer Druck auf uns, daß wir den Leuten, die für uns gearbeitet hatten und uns vertrauend entgegengekommen waren, so gar nichts bieten und ihnen von den wunderbaren Taten Gottes zu unserm Heil nichts sagen konnten. Es ist ein herbes Ding, selbst reich und beglückt durch Völker und Länder zu ziehen, ohne von diesem Reichtum und Glück mitteilen zu können, wo so viel schreiende Armut und das ganze Leben erfüllende

Angst und innere Unruhe ist. Von dieser Angst zeugten die Unmassen von Schutzmitteln gegen erzürnte Geister, und die Spuren dieser Angst sind für den, der in den Gesichtern der Menschen lesen gelernt hat, in den Zügen der Kusasi und Moba unverkennbar. Je länger, je dringender wurde die Bitte unsrer Herzen: Dein Reich komme! Die Zeit hat dies Verlangen nicht abgeschwächt. Die armen, nackten Kusasi und Moba, die Nanumba, Dagomba und Mamprusi und die später zu erwähnenden Konkomba stehen bittend vor uns, und bitten auch dich, lieber Leser: bete auch du für die Völker, deren Bilder an dir vorüberziehen und tue deine Hand auf, daß ihnen gebracht werde, was uns Menschen allein glücklich und reich macht.

Als nördlichsten Punkt unsrer Reise hatten wir Dandugu gewählt und wollten dieses Ziel in zwei Tagen erreichen. Der Weg ging in nordöstlicher Richtung über die Ebene, die von Zeit zu Zeit durch die seichte Rinne eines Baches unterbrochen war. Unfruchtbare Strecken wechselten ab mit wohlbebauten Stellen. Wo fruchtbarer Boden war, da war auch ein Dorf zu treffen, d. h. von dem Dorf sah man immer nur gerade die paar Gehöfte, die in der Nähe des Weges lagen. Nach Norden und Süden erstreckten sich die Dörfer wohl noch kilometerweit. Auf einer Strecke von 31 Kilometern kamen wir durch neun Dörfer: durch Nei, Goatere, Kangkangviga, Sanfus, Gumbare, Suluboach, Kuluvigu, Wokam und zuletzt durch Lodugu.

Das sehr weit zerstreute Dorf liegt am Fuß eines etwa 60 Meter hohen felsigen Hügels. Der Kamm des Hügels ist von gewaltigen, wild durcheinander und übereinander geworfenen Felsen gebildet, von denen manche mehr als 40 Kubikmeter groß sind. Unter und zwischen diesen Felsen sind eine Menge wohlgeschützter Höhlen und Schlupfwinkel. Jetzt hausen darin große Völker von Perlhühnern und anderes Getier; in den unsichern Zeiten vor der Besitzergreifung durch die Deutschen dienten diese leicht zu ver-

teidigenden, vor Wind und Regen geschützten Höhlen den Eingeborenen als Zufluchtsort vor ihren Feinden. Manche dieser Schlupfwinkel sind noch vom Rauch geschwärzt und verraten durch allerlei Überreste, daß sie vor nicht sehr langer Zeit bewohnt waren. Überall trifft man auf Spuren des Geisterdienstes, der wohl auf jenen Hügeln besonders gepflegt wird. Von einem auf dem höchsten Punkt des Hügels liegenden, schwer zugänglichen Felsen bietet sich ein reizendes Landschaftsbild. Zu Füßen des Hügels liegen auf der Ebene zerstreut die saubern Gehöfte der Einwohner; außerhalb derselben erblickt man, einzeln oder zu zweien, die Hirsespeicherchen, kleine Rundhütten mit der Tenne davor, einem runden, geebneten und mit Dawadawa behandelten Platz. Dazwischen ziehen kreuz und quer die schmalen Wege von Gehöft zu Gehöft und in die benachbarten Dörfer hinüber. Leider war das liebliche Bild beeinträchtigt durch die herbstliche Landschaft: Die Felder waren abgeerntet und alles Grün verdorrt. Wie herrlich muß es hier sein, wenn die Hirsefelder in frisches Grün gekleidet sind, wenn die Bäche fließen und alles sich der heranreifenden Ernte freut! So weit das Auge reichte, sah man überall zerstreute Gehöfte. Man bekommt den Eindruck, das Land sei nahezu so dicht bewohnt, als es seiner Ertragfähigkeit nach zu ernähren vermag.

Weit im Süden sah man einige der schroffen Flühen der dort abfallenden Hochebene. Noch lange genossen wir den intimen Reiz des eigenartigen Landschaftsbildes, und gar mancherlei Gedanken bewegten uns. Wie oft mochte wohl in frühern Zeiten auf dieser freien Warte ein Moba gestanden sein und besorgt und angstvoll ausgeschaut haben nach den Zeichen eines herannahenden feindlichen Heeres! Wie oft werden die Rauchsäulen und Flammen der brennenden Gehöfte den Weg der Feinde kenntlich gemacht haben, und von welchen blutigen Kämpfen könnten wohl die Felsen erzählen, unter denen die geängsteten Leute ihre Zuflucht ge-

sucht hatten! Unter einer schattigen, großen Tamarinde hatten die Leute von Lodugu uns zwei Grashütten gebaut, und ein dort stationierter Polizist, der Sohn des Häuptlings, stellte sich uns zur Verfügung. Der Verkehr mit den Einwohnern war der denkbar freundlichste.

Am nächsten Tage reisten wir weiter über Posach, Tumabugi, Turumugu und Tami nach Dandugu. Auf dem Weg kreuzten wir ein bedeutenderes Bachtal; in der sich daran anschließenden Ebene standen prächtige Fächerpalmen. Wir trafen diese herrliche Palmenart häufig in der Nähe der Bäche. Die großen, gelben Früchte werden von alt und jung in Moab gern gegessen. Sie kennen eben die schmackhaftern Früchte der südlicher gelegenen Gebiete, die Papaya (Baummelonen), die Ananas, Mango, Orangen, Guajaven noch nicht.

Die Moba treiben ein wenig Viehzucht, doch so, daß sie nicht selbst die Herden weiden und besorgen. Sie dingen hiezu mohammedanische Fulbe (Fula), die dafür die Milch der Herde und die Hälfte der Kälber erhalten.

In Dandugu war sofort zu erkennen, daß wir wieder einen andern Volksstamm vor uns hatten. Zwar zieren sich die jungen Männer in ähnlicher Weise, wie die Mobajünglinge mit Stirnbändern und Ketten von Glasperlen um den Hals. Sie tragen Holzringe über dem Ellbogengelenk und Messingringe am Handgelenk, aber sie kleiden sich viel besser. Meistens tragen die Männer Leibröcke von selbstgefertigten Geweben; nur die Frauen sind auch bei ihnen nicht besser bekleidet. Es sind Gurma, die hier wohnen; der größte Teil von ihnen scheint aber jenseits der deutschen Grenze in französischem Gebiet zu leben. Ihre Sprache ist mit der Sprache der Moba nahe verwandt.

Der Häuptling von Dandugu trug bei seinem Besuch bei uns, und als wir ihm den Besuch erwiderten, ein weiß und schwarz gestreiftes weites Gewand und einen Turban, auf welchem ein paar Amulette angebracht waren. Er ist ein

alter, gutmütig aussehender Mann. Es kam uns vor, als ob die Gurma nicht so offen und vertraulich wären, wie die Kusasi und Moba. Ein freundlicher Blick und ein freundliches Lächeln vermochte oft keine entsprechende Antwort auf den etwas finstern Gesichtern hervorzurufen. Es ist aber möglich, daß irgend ein uns unbekannter Umstand dies verursacht hat. Die Bauart der Gehöfte und der Dörfer ist ganz dieselbe wie in Moab. In der Eingangshütte des Gehöftes des Häuptlings stand ein 2,5 Meter hoher urnenförmiger Behälter für ausgedroschene Hirse. Vom Dach herunter hingen an Schnüren eine große Anzahl schöner Speere, mit ihren breiten Spitzen nach oben, und durch Lederkappen sorgfältig geschützt. Am Ende des Speerschafts waren schön geschmiedete, vierkantige Spitzen angebracht; diese waren freigelassen und dienten wohl dazu, den Speer in den Boden zu stecken, ohne daß die Schneide dabei Schaden leide. Daneben hingen noch verschiedene Bogen, Köcher, Jagdtaschen und Messer. Die Bogen haben bei Kusasi, Moba und Gurma Sehnen von Bambus, bei den Dagomba, Nanumba, Mamprusi und Konkomba Sehnen von gedrehten Streifen von Kuh- und Antilopenfellen. Alle diese Waffen waren reichlich mit Amuletten behangen und alles so schmutzig, daß es nicht zu verwundern gewesen wäre, wenn die ganze Bescherung bis auf die Eisenteile von Mäusen verzehrt worden wäre. In der richtigen Erwägung, daß sich so etwas zutragen könnte, waren die Wehrgehänge vor Mäusen auf ganz sinnreiche Art geschützt. Die Schnur, an welcher das Wehrgehänge am Dach festgemacht ist, geht durch ein großes Stück einer Kürbisschale, deren Höhlung nach unten sieht. Durch einen Knoten in der Schnur ist diese Kürbisschale über dem Wehrgehänge festgehalten. So können Mäuse zwar an der Schnur auf und ab klettern, aber es ist ihnen nicht möglich, an die darunter hängenden Sachen zu gelangen.

Wie überall, so luden wir durch den Häuptling Kranke

ein, zu uns zu kommen, und sagten ihm, daß wir sie mit Freuden unentgeltlich behandeln würden. Der Bescheid, den wir tags zuvor in Lodugu erhalten hatten, wurde uns auch heute zu teil: Es seien keine Kranke unter ihnen. Das wiederholte sich von nun an regelmäßig, und wir dachten an das Wort des freundlichen Bezirksleiters von Kratschi, daß es schwer halten werde, Kranke zur Behandlung zu bekommen, weil die Angst, nach dem Schlafkrankendorf geschickt zu werden, den Leuten allzu sehr in die Glieder gefahren sei. Wie schade! Es hätten sich doch manche Anknüpfungspunkte aus freundlicher ärztlicher Tätigkeit ergeben, und darauf mußten wir nun verzichten.

Über die Zahl der im deutschen Gebiet wohnenden Gurma gibt eine Zählung durch den verstorbenen Hauptmann Mellin Auskunft. Darnach leben in nahezu 4000 Gehöften 40 000 Gurma; Mobagehöfte wurden nahezu 6000 gezählt mit 61 000 Einwohnern; Kusasi in 1250 Gehöften 13 000.

Gurma und Moba können jedenfalls mit einer Sprache bedient werden, ob aber die Kusasi eher mit Dagomba als mit Gurma, das wird erst die Zukunft lehren. Die Zahlen zeigen, daß die nördlichen Gebiete von Togo verhältnismäßig dicht bevölkert sind, und dies ist auch der Eindruck, den der Reisende bekommt. Ganz besonders machen die Verhältnisse des gebirgigen Teils von Moab, den wir bald schildern werden, den Eindruck eines Landes, das unter den jetzt herrschenden Kulturverhältnissen nur noch mit Mühe die Bevölkerung ernähren kann.

Mohammedanischen Einfluß bemerkt man bei den Kusasi, Moba und Gurma nicht. Die einzigen Mohammedaner unter ihnen sind die Hirten; es sind dies, wie schon erwähnt, Fula oder Fulbe, von denen, wie es scheint, keine Propaganda getrieben wird, womit allerdings nicht gesagt ist, daß es sich in Wirklichkeit so verhält; denn zu einer richtigen Beurteilung der Verhältnisse war die Zeit, die uns zu Gebote

stand, viel zu kurz. Dazu kam unsere Unkenntnis der Sprachen, wodurch unsere Beobachtungen sehr erschwert waren.

Wie oft hatten wir alle Ursache, im stillen den Bezirksleitern für die militärische Begleitung, die wir durch ihre Güte erhielten, dankbar zu sein. Es waren immer ausgesucht tüchtige Leute, und sie haben uns sehr große Dienste geleistet. Hatten wir an irgend etwas Mangel, so sorgten sie, daß wir das Nötige geliefert erhielten. Sie sorgten auch dafür, daß die Träger beieinander blieben. Man konnte sich durchaus auf sie verlassen. Es war uns zwar anfangs nicht ganz angenehm, in militärischer Begleitung reisen zu müssen. Wir überzeugten uns aber, daß es bei den Verhältnissen, unter denen wir die Reise zu machen genötigt waren, und ohne Kenntnis der Sprache das einzig richtige war, und unsere Dankbarkeit dafür wurde immer aufrichtiger und herzlicher. Die beiden Soldaten, die uns Herr von Parpart zur Verfügung stellte, waren über alles Lob erhaben.

Wir brachen mit fast wehmütigen Gefühlen am 9. März auf und fuhren südwärts. Die eine Hälfte der schönen Reise lag damit hinter uns. Unser Ziel war Dapong, 16 Kilometer südöstlich von Dandugu. Der Weg führt fast ausschließlich über bebautes Land, und wir kamen immer wieder an Gehöften vorbei. Unsere Ankunft war für die zahlreich (als „Schlachtvieh", wie wir hörten) gehaltenen Hunde immer eine etwas aufregende Sache. Sie kamen rudelweise, wütend bellend dahergerannt, liefen aber immer mit Zeichen der Furcht davon, wenn sie nahe genug herangekommen waren.

Hier kam uns in einigen Gehöften ein neuer Schmuck der Frauen zu Gesicht, der dann weiter südlich bei den Konkombafrauen ganz allgemein wird. Ich sah bei einer Frau an der Unterlippe einen weißen Körper, der wie ein Zahn hervorragte. Ich dachte zuerst, der Frau sei wohl ein Zahn auf Abwege gekommen und durch die Lippe hervorgewachsen.

Voll Mitgefühl faßte ich den Körper behutsam an, um womöglich, wenn sich meine Vermutung bestätige, der Frau von der Entstellung zu helfen. Ich erstaunte aber nicht wenig, als mir der vermeintlich verirrte Zahn in den Fingern blieb. Sofort war mir klar, daß ich mich ganz gründlich getäuscht hatte. Was mir als Verunstaltung auffiel, das war bei dem armen Weibe eine Zierat. Der vermeintliche Zahn war ein weißer, kegelförmig geschliffener Stein, der in ein Loch in der Unterlippe gesteckt wurde. Der „Schmuck" sieht in der Tat recht eigenartig aus, und es würden wohl noch andere Leute als wir auf die Meinung gekommen sein, daß es eine Verunstaltung sei. Wir sahen aber später noch andere Sachen, die uns eindrücklich den Satz der alten Römer ins Gedächtnis riefen: de gustibus non est disputandum.

Ich muß wohl bei meiner Entdeckung, daß meine Diagnose so grundfalsch war, ein recht erstauntes Gesicht gemacht haben, sodaß alle Anwesenden, Schwarze und Weiße, in herzliches Lachen ausbrachen, und auch das Frauchen, der ich den Stein schnellstens mit vielen Entschuldigungen zurückgab, lächelte mich freundlich an und steckte vergnügt den Schmuck wieder an seinen Ort.

Kurz ehe wir Dapong erreichten, hörten wir von weitem taktmäßiges Klopfen, das uns ganz an das heimatliche Dreschen des Getreides erinnerte. Bald sahen wir denn auch eine Anzahl jüngerer und älterer Leute, die lange Stecken schwangen, und von denen dieses taktfeste Geräusch ausging. Wir fanden sie vor einem kleinen Rundhüttchen wirklich mit Dreschen von Kolbenhirse (Penisetum) beschäftigt. In der kleinen, runden Hütte hatten sie die Ernte an Kolbenhirse untergebracht. Vor dem Häuschen war ein runder Platz etwas ausgehöhlt und mit einem guten Lehmbelag versehen, der hart geschlagen und mit Dawadawa behandelt eine vorzügliche Tenne abgab (Abb. 41). Jeder der Dreschenden war mit einem Blattstiel der Fächerpalme, der für den Zweck etwas zugerichtet war, ver-

Abb. 41. **Dreschen von Kolbenhirse.**

sehen, und damit droschen sie nun im Takt die auf der Tenne ausgebreiteten Kolben aus. Ein paar Jungen kehrten sodann mit Rindenstücken die ausgedroschene Hirse auf einen Haufen und die leeren Kolben auf einen andern, während ein anderer in das winzige Schlupfloch des Speichers hineingekrochen war und eine neue Lage Kolben herausschaffte.

Nur noch eine kurze Strecke, und wir waren in Dapong. Der große Rasthof liegt am Ostabhang eines felsigen Hügels (Abb. 42). Ein mächtiger Affenbrotfruchtbaum steht zwischen dem Rasthaus für Europäer und den zahlreichen Rundhütten, in welchen ein Soldat und eine ganze Kolonie mohammedanischer Händler wohnt. Unmittelbar hinter dem Rasthof erhebt sich der Hügel, und von einer Felsplatte aus ist das Bild des Rasthofs aufgenommen. Ostwärts senkt

sich das Gelände zu einem breiten Tal, in welchem zerstreut einige Gehöfte liegen.

Auf dem Hügel über der Station fanden wir eine große Fläche mit ausgesprochener Schrattenbildung. Das Material ist weicher, grauer Quarzsandstein. Auf den Felsen wuchsen sehr stachelige Euphorbien, und unter ihnen lebten große Völker wilder Perlhühner, während Ziegen ihre Zicklein dort herumführten. Jeden Augenblick hörte man von irgendeiner Seite her das eigensinnige Gemecker der kleinen Tiere, die die Mutter aus den Augen verloren hatten.

Da wir hier in Moab keinen Jams bekommen konnten, so versuchten wir mit dem leicht erhältlichen Hirsemehl unsern Speisezettel etwas zu bereichern. Er hatte es sowieso nötig, denn unsere Küche war sehr einförmig. Ein Versuch, Hirsemehlsuppe zu kochen, geriet herrlich, und auch der für solche Neuerungen am wenigsten Begeisterte fand den Geschmack derselben sehr an Grünkernsuppe erinnernd. Weniger glücklich fiel ein Versuch aus, mit Penisetummehl Klöße nach Art der württembergischen „Spätzle" zu bereiten. Lorenz, der Koch, machte zwar einen Teig nach bestem Wissen, aber er kam uns zu trocken vor. Dann schnitzelte er mit viel Zeitaufwand längliche, vierkantige Stückchen daraus und kochte sie sehr lange. Als das Gericht auf den Tisch kam, sahen die vierkantigen, 4—5 cm langen Dinger um kein Haar zarter aus als vor dem Kochen und erinnerten lebhaft an große Holznägel, wie sie etwa von Schreinern gemacht und verwendet werden, um zwei Leisten im Winkel zusammenzusetzen. Mit vielsagender Miene enthielt sich denn auch der Konservative unter uns des Genusses dieses nagelneuen Gerichts, und wir andern fanden die „Hirsespätzle" auch reichlich hart und zähe. Damit endeten unsere Versuche mit Hirsemehl, und wir überlassen es der künftigen Missionsfrau, die in Moab schalten und walten wird, weitere Versuche anzustellen.

Abb. 42. **Rasthof Dapong.**

Am nächsten Tag zogen wir weiter südwärts, dem Steilabfall der Hochebene entgegen. Dieser hat an einer Stelle eine merkwürdige, breite Lücke, durch die man ebenen Fußes nach Bogu und Sansanne Mangu gelangen kann. Wir zogen vor, das östlich von Bogu gelegene Bergland zu durchziehen und gingen über Pana nach Tongu. 13 Kilometer von Dapong kamen wir an eine geologisch sehr merkwürdige Stelle. Das Gelände fiel langsam nach Süden zu ab. Der Weg nach Pana führte an eine sehr steile Halde, die mit Mergelschiefer bedeckt war. Diese steile Halde von etwa 70—80 Meter Höhe hinauf führt der Weg in das Tal von Pana.

Der stramme, freundliche Sohn des Häuptlings von Pana war uns weit entgegengeritten und begleitete uns bis an die Mergelhalde. Hier kamen uns eine Anzahl Leute von Pana herunter zu Hilfe und schoben und trugen unsere Räder mit großer Bereitwilligkeit den steilen Weg hinauf. Oben angelangt, verstärkte sich der Eindruck der eigenartigen Formation des Geländes. Das Tal hört ganz plötzlich auf und fällt fast senkrecht zu der Halde ab.

In dem kurzen, ziemlich steil ansteigenden Tälchen liegen die Gehöfte der Leute von Pana zerstreut. Spuren von Kunstsinn fand man nicht selten. Die Verzierungen sind mit einem spitzen Gegenstand in den Lehm geritzt und mit Kohle nachgezogen. Wenn auch die Gehöfte sehr klein waren, so waren sie doch sauber, und auch die Bewohner machten einen sehr sympathischen Eindruck. Fast alle waren ordentlich bedeckt. (Abb. 44. Der Mann mit dem grauen Bart in der Mitte ist der Häuptling, hinter ihm steht sein Sohn.)

In Pana sahen wir zum erstenmal, wie im gebirgigen Teil von Moab jedes einigermaßen verwendbare Land bebaut wird. Um Platz zu sparen und wohl auch, um die Hirse vor Ratten zu sichern, werden die kleinen Hirsespeicher auf Felsblöcken erbaut. Hier fanden wir wieder eine andere

Abb. 43. **Hirsebehälter bei Toongu.** (S. 130)

Haartracht bei den Männern. Auf dem glatt rasierten Kopf lassen viele eine Insel Haare über und hinter dem rechten oder linken Ohre stehen; andere rasieren das Haar so, daß

Abb. 44. **Einwohner von Pana.**

ein breiter Streifen über dem Scheitel und Hinterkopf übriggelassen wird.

Jedermann wetteiferte, uns beim Transport unsrer Räder behilflich zu sein. Sorgsam hoben Vorausgehende lose Steine aus dem Weg, damit wir oder die Räder ja nicht anstießen. Der Weg führte über eine Hochebene, und bald

senkte er sich in das noch ziemlich hochgelegene, schöne Tal von Toongu (nach dem ersten kurzen o wie in Ofen kommt ein zweites längeres o wie in offen). Einige Stellen des Weges erinnern ganz an Gegenden in den Vorbergen des Jura. Würden statt der Gehöfte aus Rundhütten Bauernhöfe wie in der Schweiz stehen, so wäre die Ähnlichkeit fast vollkommen.

Das Tal von Toongu ist reizend; es ist etwa 2 Kilometer breit. Zu beiden Seiten begrenzen es 50—60 Meter hohe, steile, felsige Hügel. Gehöfte sind in großer Zahl über das ganze Tal zerstreut. Zwischen den Hügeln, die das Tal begrenzen, liegen kleine, stille Seitentälchen, überall nette, saubere Gehöfte. Schöne, hohe Fächerpalmen sind im ganzen Tal fast gleichmäßig verteilt und verleihen der Landschaft einen eigenartigen Reiz.

Im Volk von Moab steckt noch ein schönes Kapital von Gesundheit und Kraft. Die Mobajünglinge sind zum größten Teil wahre Prachtgestalten. Wenn man sie so elastisch und stolz durch ihr Tal schreiten sieht, auf der Schulter die als Waffe und Werkzeug dienende Hacke oder das Beil mit dem blinkenden, scharfen Eisen, in der rechten Hand Pfeil und Bogen, um Stirn, Ober- und Unterarme und über dem Fußgelenk breite, hellgelbe Bänder von Fächerpalmblatt, so lacht einem das Herz über diese Bilder männlicher Kraft und Schönheit. Die Kleidung ist freilich das wenigste an ihnen, aber ihre wohlgepflegte, schwarzbraune Haut dient als Decke.

Alles Land ist aufs sorgfältigste angebaut, und bei jedem Gehöft steht denn auch mindestens ein großer, urnenförmiger Hirsebehälter auf drei Füßen. Der eine, in Abb. 43, zeigte etwas wie Bemalung. Der Künstler ist an der Arbeit, das zerfallene väterliche Gehöft wieder in Stand zu setzen und hat mit dieser Urne den Anfang gemacht. Daneben stehen Bündel von Hirsestengeln für das Dach, und sein Bruder ordnet das Gras zum Decken des Daches.

Die Leute von Toongu errichteten uns unter zwei großen Tamarinden unsere Grashütten, aber der Versuch, den Kranken des Tals Hilfe zu bringen, schlug wieder fehl. Auch mein Anerbieten, Medizin unentgeltlich abzugeben, wurde abgelehnt mit dem Bescheid: Es gibt keine Kranken hier.

Am nächsten Morgen zogen wir nach unserm letzten Rastplatz bei den Moba, nach Bogu. (Der Konsonant g wird von den Moba meist als Guttural (Bochu) ausgesprochen.) Der Weg führte durch ein kurzes Seitental und dann steil über den felsigen Abhang in die Höhe. Die Rücken der Hügel von Moab tragen ganz beträchtlich große Hochebenen. Auch dort ist jedes einigermaßen geeignete Stückchen Land bebaut, und man trifft überall, wenn auch in etwas weiterer Entfernung voneinander, Gehöfte.

Auf dieser Hochebene fanden wir auf flachen oder leicht geneigten Felsplatten eigentümliche Bildungen, die uns an die bekannten Gletschermühlen erinnerten. Es sind annähernd runde Löcher im Fels von 20—60 cm Durchmesser. Oft ist unterhalb der obern Öffnung der Durchmesser größer. Die Löcher haben eine Tiefe von 60 cm bis nahezu ein Meter. Die Wandungen sind rund, wie abgeschliffen. Bei der Untersuchung nach einer Abflußöffnung nach unten fand ich in einem der Löcher eine kleine Schildkröte, die, sobald sie herausgenommen war, schnellstens das Weite suchte, und daneben eine kleine, schön gefleckte Schlange. Leider war der tiefere Teil der Löcher so verschmutzt, daß mir die weitere Untersuchung beim Mangel an Zeit nicht mehr möglich war. Neben einem solchen Loch fand ich im Fels eine fast kreisrunde Einsprengung von Eisenkonglomerat. Vielleicht sind die Löcher nur durch Auswitterung solcher weicherer Einsprengungen entstanden. Zur Entstehung solcher Löcher im Stein durch Wasserwirkung, wie bei den Gletschermühlen, fehlte scheinbar die Vorbedingung, ein Strom von Wasser, der mit einiger Gewalt durch kreisende

Bewegung mit Hilfe von härtern Steinen solche Bildungen zustande bringen kann. Die Lage der Felsplatten, in welchen wir solche Bildungen antrafen, war nicht derart, daß dadurch diese Entstehung wahrscheinlich geworden wäre.

Von der Hochebene stiegen wir wieder in ein weites, schönes Tal, in welchem wir drei Dörfer, Tschamboach, Buloch und Zung, antrafen, d. h. es waren im weiten Talkessel eine Menge Gehöfte zerstreut, und nur Einheimische konnten uns sagen, wo die einzelnen Dörfer anfingen und aufhörten.

Bei dem Dorfe Zung kamen wir an einer Begräbnisstätte im freien Feld vorbei (Abb. 45). Regellos lagen auf kleinen Erdhaufen irdene Töpfe, wie sie die Moba zum Wasserholen benützen. Alle hatten mehrere scharfe, mit den Beilhacken geschlagene Löcher. In zweien steckten dünne Baumstämmchen. Bei einem Topf war eine dünne Steinplatte in den Boden gesteckt. Wir erfuhren, daß die Moba ihre Toten sitzend begraben. An der Stelle, wo der Kopf der Leiche unter dem Boden liegt, wird ein solcher Topf hingelegt und mit der Beilhacke einige Löcher hineingeschlagen. Die Moba haben, wie wir hörten, die Vorstellung, daß durch diese Löcher der Verstorbene von Zeit zu Zeit Regenwasser zu trinken bekomme. Mit wehmütigen Gedanken verließen wir dies Totenfeld. Sind nicht wir daran Schuld, daß denen, die da begraben liegen, das herrliche, trostreiche Evangelium nicht verkündigt werden konnte? In Gottes ewiger Gnade liegt freilich auch Trost bei solchen Gedanken, aber nun gilt es, die Zeit zu benützen, sonst werden die stillen Totenfelder der nun offen stehenden Länder uns überlaut anklagen wegen unsrer Bequemlichkeit und unsres Kleinglaubens.

Von Zung führte der Weg in ein kurzes Seitental an steilem, felsigem Hang hinauf wieder auf eine Hochebene,

Abb. 45. **Begräbnisplatz in Bung.**

auf der die sehr zerstreuten Gehöfte von Nandoch liegen; dann geht der Weg hinunter in das weite Tal von Bogu (Bochu). Das Tal ist streckenweise mehr als 4 Kilometer breit; bei Bogu ist die schmalste Stelle, und ein gewaltiger, teilweise stark überhängender Fels von wohl 70—80 Meter Höhe springt ins Tal vor. Bogu besitzt ein schönes, geräumiges Rasthaus mitten in einer Pflanzung von Mangobäumen und in weiterer Umgebung von Fächerpalmen, die gerade anfingen, ihre ersten Blätter zu zeigen. Ein paar frischgrüne Lemonensträucher (eine kleine Zitronenart) erfreuten uns besonders als liebe alte Bekannte von der Goldküste her. Der Häuptling von Bogu stellte uns seine Söhne, gewaltig muskulöse Jünglinge, zu etwaigen Dienstleistungen zur Verfügung. Er ist ein sehr intelligenter, ausnehmend freundlicher, angenehmer Mann. Kranke bekam ich aber auch hier nicht zur Behandlung.

Am nächsten Tag machten wir von Bogu aus einen Ausflug in das westlich davon gelegene Bergland von Moab. Auf steilen, felsigen Wegen ging es wieder auf eine Hochebene hinauf. Die flachen Sandsteine lagen in so reichlicher Menge herum, daß viele der Leute ihre Rundhütten und Hirsespeicher mit solchen Steinen statt mit dem schwerer zu beschaffenden Lehm gebaut hatten. Die Hochebene ist nach Westen nahezu 6 Kilometer lang. Dann führt der Weg wieder ins Tal. Da waren nun größere Strecken ohne Gehöft. In dem Dorf Siluboach rasteten wir unter einem breiten Feigenbaum. Ganz in der Nähe war ein schönes, sehr sauber gebautes Gehöft. Es war eine leichte Aufgabe, mich mit dem Hausbesitzer anzufreunden. Er führte mich in seinem Gehöfte herum. Es ist ein sehr charakteristisches Mobabauwerk, das aus sieben Rundhütten besteht (Abb. 46).

Der Ausflug führte uns bis nach Bakohos, etwa 12 Kilometer von Bogu entfernt. Der Häuptling von Bakohos nahm uns sehr freundlich auf, baute uns eine schöne

Abb. 46. **Gehöft in Siluboach.**

Grashütte und zeigte seinen Gästen seine Fertigkeit im Pfeilschießen.

Ein kurzer Ausflug brachte mich noch an die Stelle, wo sich das merkwürdige Tal von Bogu gegen Norden in die weite Ebene öffnet. Während bei Bogu das Tal nur etwa 2 Kilometer breit ist, erweitert es sich rasch und ist 6 Kilometer nördlich von Bogu, an der Stelle, wo es in die Ebene übergeht, reichlich 6 Kilometer breit. Zu beiden Seiten stehen wie gewaltige Wächter senkrechte Felswände auf der Höhe der Hügel und schauen weit hinaus in die unabsehbare Ebene im Norden.

Daß die Moba sehr gern rauchen, merkt man bald, wenn man unter ihnen weilt. Es sieht gar gemütlich aus, wenn die Männer daherkommen: auf der rechten Schulter die herabhängende, unentbehrliche Beilhacke, an einer Schnur über der Brust oder auf der linken Schulter die Tasche mit Tabak, auf dem Rücken ein flatterndes Schaffell als beinahe einziges Kleidungsstück, im Mund eine 60—80 cm lange

Pfeife, an der gewaltig gesogen wird, und wobei der Schmauchende fast bei jedem zweiten Schritt eine Rauchwolke vor sich her bläst.

Abends sammelten sich regelmäßig in der Nähe des Rasthofes auf etlichen Bäumen große Scharen von weißen Reihern und klapperten ihr weithin hörbares Schlaflied. Bei Tage liefen sie unter weidenden Schafen und Rindern herum und fingen ihnen die Fliegen weg.

Sehr interessant war es, wenn die Jungmannschaft sich im Pfeilschießen übte. Da versammelten sich etwa 20 von ihnen, stellten sich ein Ziel auf, und jeder schoß seinen Pfeil darauf ab. Jeder Treffer gab zu lautem Jubel Anlaß. Solange wir unter den Moba reisten, hörten wir nie wüsten Nachtlärm, weder Streit noch Zank. Wir bekamen den Eindruck, daß das friedliebende und fleißige Volk ein ziemlich ruhiges Leben führt. Die Zahl des Volkes darf aber nicht mehr sehr wachsen, denn das Land ist nahe an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit. Freilich liegt im ebenen Teil von Moab, nördlich des Berglandes, noch etliches Land brach, und südlich von Bogu sind auch noch sehr große Strecken unbebaut; aber es erscheint bei den Verhältnissen wahrscheinlich, daß die in der nördlichen Ebene lebenden Moba schon Ausgewanderte sind. Sie werden nicht ohne Not ihr schönes Bergland verlassen haben, in welchem sie auch vor feindlichen Angriffen sicherer waren als in der Ebene. Einer Auswanderung nach Süden stand entgegen: erstens der feindselige Charakter der dort wohnenden Tschokosi, die aus Asante stammen und mit jedermann in ewiger Fehde lebten, und wohl auch der unfruchtbarere Boden der zunächst südlich gelegenen Länderstrecken. Doch es ist zu hoffen, daß wenn erst einmal das Land vernünftiger bebaut wird, es noch längere Zeit auch eine noch dichtere Bevölkerung zu ernähren vermögen werde. Es wäre sehr schade, wenn sich das schöne Land entvölkern würde. Die Bemühungen der Regierung, die Viehzucht zu

heben, sind auch im Interesse der Zukunft der Moba von größter Wichtigkeit.

Am 14. März nahmen wir Abschied von Bogu, vom schönen Lande Moab und von der uns lieb gewordenen Bevölkerung. Daß doch bald die Zeit komme, in welcher die Boten des ewigen Heils einziehen in dies Land, und Gottes wahres Licht in seiner Herrlichkeit aufgehen kann über dem Volk, das noch jetzt im Finstern wandelt!

Je mehr wir uns Sansanne Mangu näherten, desto öder wurde die Gegend. Die lichten Laubwälder, in denen es von Perlhühnern wimmelte, waren längst verschwunden, ebenso die Hügelzüge, und auf der immer weiter sich ausbreitenden Ebene war kaum mehr ein Baum zu sehen. In einer solchen Ebene liegt Sansanne Mangu. Der Name bedeutet Kriegslager des Mangu, und erinnert an die Zeiten, in welchen die hier wohnenden Tschokosi mit allen sie umgebenden Stämmen auf dem Kriegsfuß lebten. Diese Tschokosi sind ursprünglich Asanteer, die einst von einem Asantekönig auf eine kriegerische Expedition nach dem Norden geschickt wurden. Sie vertrieben die Leute von Daboya, wurden dann aber von einem König der Dagomba besiegt. Sie zogen darauf hin an ihren jetzigen Wohnsitz und schlugen unter ihrem Fürsten Mangu ein Lager auf. Die Tschokosi (auch oft Diakosi geschrieben) beziffern sich nach Hauptmann Mellins Zählung auf rund 18 500 Menschen. Sie wohnen hauptsächlich westlich und südwestlich von Mangu. Dieses ist der Sitz ihres Königs. Ihre Sprache ist ein mit vielen fremden Wörtern versetztes und durch andere Sprachen verändertes Tschi. Hört man sie in einiger Entfernung miteinander reden, so glaubt man, sie reden richtiges Tschi, hört man aber genauer hin, so merkt man bald, daß die Sprache kein Tschi ist; nur hin und wieder kommt ein mehr oder weniger entstelltes Tschiwort darin vor. Kurze Redensarten, wie etwa: Wie heißt du? Gib mir Wasser zu trinken! sind noch am ehesten verständlich.

Es wird keine ganz leichte Aufgabe sein zu entscheiden, mit was für einer Sprache unter den Tschokosi gearbeitet werden solle. Die Mischsprache, die sie jetzt sprechen, kann man nicht zur Schriftsprache erheben, abgesehen von der geringen Zahl der sie sprechenden Menschen; höchstens wird vielleicht der dort künftig arbeitende Missionar, wenn er von früher eine gute Kenntnis des Tschi besitzt, es auf sich nehmen, zur Beeinflussung des Einzelnen und um das Vertrauen des Volks zu gewinnen, ihre Sprache zu erlernen.

In Sansanne Mangu scheint der Islam bereits einen großen Einfluß erlangt zu haben, und das dürfte wohl als eine weitere Erschwerung der Arbeit unter dem kleinen Volksstamm in Betracht kommen. Dieser Umstand fällt bei den Kusasi und Moba fast vollständig weg, und es empfiehlt sich schon darum die baldige Inangriffnahme der Arbeit unter jenen Stämmen. Was den Stammescharakter der Tschokosi betrifft, so glauben wir, daß er sehr beträchtlich, und zwar zu Ungunsten von dem der Moba abweicht. Es ist das nicht zu verwundern, denn ein Volk, das seit Menschenaltern mit allen Nachbarn in beständigem Streit gelebt hat und sich dadurch etwas von der Art eines Raubtiers angewöhnt hat, wird nicht sehr liebenswürdig erscheinen. Noch jetzt kommt es vor, obschon die deutsche Regierung ein scharfes Auge darauf richtet, daß ein fauler Tschokosi, wenn er Hunger hat, nach Moab hinaufgeht und sich bei einem der gutmütigen Moba ohne weiteres für Wochen und Monate einquartiert und ein richtiges Schmarotzerleben führt, bis der gute Moba ausgegessen ist. Wenn das jetzt noch vorkommt, in der Zeit, in welcher ein solcher Gast gewärtig sein muß, daß jeden Augenblick einer der wachsamen Polizisten ihn verhaftet und nach Mangu abliefert, wie wird es damals gewesen sein, als noch alle Nachbarn unter der Furcht lebten, von den Tschokosi aus irgend welchen Gründen oder auch ohne Grund über-

fallen und ausgeraubt zu werden! Das ist auch, wie wir vom Bezirksleiter erfuhren, der Grund, warum die Gegend um Mangu so öde und baumlos ist. Die Tschokosi selber waren eben auch nie sicher, daß sie von ihren zahlreichen Feinden überfallen wurden. Um solche unerwarteten Überfälle zu erschweren, hieben sie alle Bäume, die den heranschleichenden Feinden als Deckung hätten dienen können, im weiten Umkreis herum ab. Außer in Mangu selbst wohnen die Tschokosi in kleinen Dörfern bis in die Gegend von Djereponi. Man sucht da vergebens nach solch schmucken Gehöften wie in Moab, alles sieht verkommen und unsauber aus, wie es dem Charakter des Volkes entspricht.

Abb. 47. Station Sansanne Mangu

Das Bezirksamt Sansanne Mangu macht einen vortrefflichen soliden Eindruck (Abb. 47). Rechts ist die Dienstwohnung des Bezirksleiters, ein massiger Bau mit gewaltig dicken Lehmmauern, mit breiter südlicher und etwas schmalerer nördlicher Veranda und flachem Dach, das von dicken Lehmpfeilern getragen wird. Obschon das Dach aus gespaltenen Fächerpalmstämmen sehr solide gearbeitet ist, so hat es doch den Nachteil aller flachen Dächer in Westafrika, daß es nicht wasserdicht ist. Außerdem dienen die Zwischenräume zwischen den einzelnen Fächerpalmstämmen unzähligen kleinen Fledermäusen als Nistplatz, was manche unangenehmen Folgen für die menschlichen Bewohner eines solchen Hauses mit sich bringt. Etwas nördlich von diesem Gebäude steht die Dienstwohnung für den Stationsleiter. Sie ist im gleichen soliden, fast massigen Stil gebaut, wie das größere Gebäude; nur fehlt ihm der 3 Meter hohe Unterbau.

Der Bezirksleiter, Herr von Parpart, erwies uns sehr viel Freundlichkeit und beherbergte und verpflegte uns mit großer Liebenswürdigkeit, sodaß wir die Tage in Sansanne Mangu zu unsern schönsten Reiseerinnerungen zählen, obschon dort eine Hitze herrschte, die unsere schlimmen Erfahrungen, die wir in Kratschi mit der Hitze gemacht hatten, noch übertraf. Zwar gibt es in und um Mangu keine Hitzespeicher wie in Kratschi, denn es liegt weit und breit um Mangu kein Fels zutage, aber der fehlende Baumwuchs setzt das ganze Land schonungslos der Sonnenbestrahlung aus, und die Winde, die über diesen erhitzten Boden hinstreichen, führen den Häusern eine solche Gluthitze zu, daß auch die dicksten Lehmmauern nicht davor schützen. Es ist darum ein sehr zu begrüßendes Unternehmen der Regierung, daß sie dem Baummangel durch Anpflanzung von Nutzhölzern abzuhelfen sucht. Herr von Parpart hatte die Güte, uns in diesen Pflanzungen herumzuführen. Die Pflanzungen standen zu unsrer Verwunderung trotz der

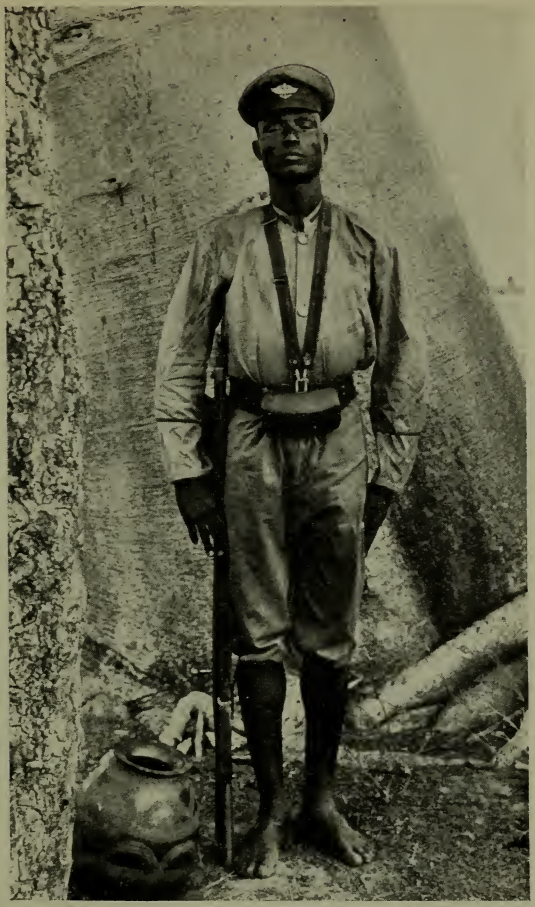


Abb. 48. **Unser Begleiter.**

großen Hitze und Trockenheit zum Teil ausgezeichnet. Es sind ungefähr 270 Hektar Land mit Teak, Odum, Papao, Mahagoni, Ölpalmen, Kapock und andern wertvollen Nutzbäumen bepflanzt. Welche Zierde für Mangu wird diese Pflanzung in etwa 10—20 Jahren sein, und welchen ganz bedeutenden Wert werden dann die Bäume repräsentieren sowohl an sich, als zur Gewinnung von Pflänzlingen für den ganzen Bezirk, der gewiß noch eine große Zukunft hat!

Die 180 Soldaten der schwarzen Schutztruppe sahen wir täglich beim Exerzieren und hatten unsere Freude an den strammen Leuten. Einer derselben wurde uns zugeteilt, um uns bis Basari zu begleiten, ein anderer war unser Begleiter von Punkparine bis Mangu. Beide haben sich ausgezeichnet gehalten. Unser Begleiter bis Basari darf sich darum wohl in ganzer Größe in Abb. 48 vorstellen. Auch das Maschinengewehr legte uns zu Ehren eine Probe ab, wozu die Vornehmen der Stadt eingeladen wurden. Herr von Parpart stand im weißen Tropenhelm und Tropenanzug in der Nähe. Außer dem strammen Exerzieren hatten wir auch Gelegenheit, eine Probe der Treffsicherheit der Soldaten zu sehen. Einer derselben wurde mit acht Patronen versehen mit seinem Dienstgewehr auf die Jagd geschickt. Am Abend des Tages kam er wieder und meldete, er habe eine große Kuhantilope und zwei kleinere geschossen; sodann habe er noch einen Adler erlegt. Vier Patronen brachte er wieder zurück. Der Adler war ein gewaltiges Tier von fast 3 Meter Spannweite, das Fleisch der großen Antilope gab vier volle Traglasten.

Wie wichtig für die Zukunft des Landes die Hebung der Viehzucht ist, haben wir schon erwähnt. In Mangu wird dies in erfreulicher Weise erkannt. Es werden von ausgesuchten Tieren Zuchtochsen gezogen und im ganzen Bezirk herum verteilt. Daneben herrscht stramme Zucht und Ordnung, und ein Befehl wird nicht wiederholt. Die

Abb. 49. **Brücke über den Kunkumbu.**

Beschaffung von Trägern gestaltete sich denn auch sehr einfach. Die Häuptlinge hatten den Befehl erhalten, um die bestimmte Stunde so und so viel Träger bereit zu halten. Am Abend vor unsrer Abreise meinte ein schwarzer Angestellter, es sei zu befürchten, daß die Träger nicht zur bestimmten Stunde bereit seien, ob er nicht den Häuptlingen nochmals den Befehl zur Stellung der Träger übermitteln solle. Er wurde aber kurzer Hand abgewiesen mit dem Bescheid, man sei nicht gewohnt, zweimal zu befehlen. Werde der einmalige Befehl nicht ausgeführt, so wüßten ja die Häuptlinge, was das auf sich habe. Zur bestimmten Zeit fehlte denn auch kein Mann.

Bei allem strengen Regiment ist der Verkehr der deutschen Beamten mit dem Volk doch sehr freundlich, und der günstige Einfluß eines solchen Regiments ist denn auch nicht zu verkennen, besonders nicht, wenn man vorher das unangenehme Verhalten vieler Eingeborenen unter anderm Regiment schmerzlich empfunden hat.

In der Nähe der Station befindet sich ein großer, pyramidenförmiger Haufen von Eisenkonglomeratblöcken mit einem Kreuz auf der Spitze. Es ist dies das Denkmal für die in einem Kampf mit den Tschokosi gefallenen Soldaten der Schutztruppe. Das Denkmal haben die Tschokosi selbst errichten müssen. Das Völklein hat sich seinerzeit nur sehr ungern der deutschen Regierung unterworfen, was bei seiner Vergangenheit nicht zu verwundern ist.

7. Von Sansanne Mangu nach Basari.

Am 17. März verabschiedeten wir uns in der Frühe von unserm liebenswürdigen Gastgeber. Unser Weg führte südwestlich über die baumlose Grassteppe. 12 Kilometer von Mangu kamen wir an den Fluß Kunkumbu, über den eine sehr hohe Brücke (Abb. 49) führt. Der Kunkumbu ist ein Nebenfluß des Oti und überschwemmt, wie der Oti selbst, in der Regen-

Abb. 50. **Konkomba-Jünglinge auf der Rast vor dem Gehöfte des Häuptlings von Banjeli.**

zeit ein weites Gebiet. Die hohen Ufer sind darum noch mit kräftigen Mauern befestigt, und auf dem linken Ufer des Flusses führt ein etwa zwei Kilometer langer Damm sicher durch das Überschwemmungsgebiet. Welch eine Wohltat das ist, bekamen wir allerdings nicht selbst zu spüren, aber die Spuren des Hochwassers, die überall zu sehen waren, redeten deutlich genug. Wir freuten uns wieder mit berechtigtem Stolz der Arbeit der deutschen Regierung und ihrer Vertreter.

Die Gegend ist sehr menschenleer. Erst 26 Kilometer von Mangu kamen wir an ein noch dazu sehr ärmliches Dörfchen Unjoga oder, wie wir glaubten zu hören: Wondschaka. Es ist eins der unansehnlichen Tschokosi-Dörfchen, wie sie dünn gesät der Straße entlang zu treffen sind. Kundani ist ein weiteres solches, und bei Kilometer 35 erreichten wir das seitwärts der Straße liegende Djereponi, unser heutiges Reiseziel. An der Straße liegt ein ganz nettes Rasthaus. Im Hof desselben steht ein interessanter Baum, dessen botanischer Name mir leider nicht bekannt ist. Kochsalz ist je weiter von der See landeinwärts ein rasch im Preis steigender Handelsartikel. In den frühern unsichern Zeiten kam es wohl vor, daß längere oder kürzere Zeit überhaupt kein Salz durchkommen konnte. Nun haben merkwürdigerweise die Eingeborenen herausgefunden, daß die Blätter und Blüten dieses Baumes das Salz ersetzen können. Sie scheinen die Asche der Blätter und Blüten als Salzersatz zu verwenden.

Am nächsten Tag verließen wir das Gebiet der Tschokosi und betraten das Land der Konkomba. Die Konkomba sind ein Völkchen von nahezu 50 000 Menschen. 11 000 von ihnen sind unter Dagombaherrschaft, 29 000 sind selbständig und 9000 gehören den mit ihnen sehr nahe verwandten Kunkpamba an. Ihre Sprache ist nahe verwandt mit Gurma und Moba. Sie wohnen auf beiden Seiten des Oti; die auf dem rechten Ufer sind unter Dagomba-

Abb. 51. **Junger Konkomba.**

herrschaft, die auf dem linken sind selbständig. Die Kunkpamba wohnen westlich von Mangu in kleinen Dörfchen sehr zerstreut. Die Konkomba erinnern vielfach an ihre Stammverwandten im Norden, die Moba. Es ist ein liebenswürdiges, kräftiges Volk. Besonders macht die Jungmannschaft einen vortrefflichen Eindruck. Allerdings haben die Konkombajungens dieselbe Schwachheit, wie die Mobajünglinge. Sie schmücken sich aufs sorgfältigste. Die Konkomba übertreffen darin noch die Moba. Ein Blick auf Abb. 50 und 51 zeigt, mit welcher Hingebung und mit welchem Eifer sich die Burschen herausputzen.

Meine erste Begegnung mit Konkombajünglingen hatte ich bei dem Dörfchen Nagpero, 9 Kilometer nördlich von Wapuli. Da erschienen sie zu sechs mit einem gleichaltrigen Mädchen in ihrer Mitte, wie eben aus der Schibutter ge-

zogen, glänzend und frisch; ihre Messingringe und Platten strahlten. Auf jeder Schulter blinkte die scharfe Beilhacke, jeder trug seinen Bogen und eine Partie Pfeile. Mut, Lebensfreude und Unternehmungslust leuchtete aus ihren Gesichtern und ihrer ganzen Gestalt; übermütig nickten die Hahnenfedern mit vornüber gerichteter Krümmung dazu. Ein solches Bild mußte meiner Sammlung von Photographien einverleibt werden. Schnell stieg ich vom Rad und grüßte die feine Gesellschaft mit größter Herzlichkeit und suchte mich bei ihnen anzufreunden, so gut es ohne Kenntnis ihrer Sprache ging. Dann bat ich sie, ein wenig zusammenzustehen und ins richtige Licht zu kommen, holte lächelnd mein Stativ und den immer bereiten Apparat und wollte eben die Herrschaften einstellen, als die ganze Bande wie Spreu vor dem Winde auseinanderstob und in hohen Sätzen das Weite suchte. Ich kam mir vor wie eine Henne, die Enteneier ausgebrütet hat, und deren Kinder sich alle ins Wasser stürzen. Ich lockte und flötete so süß ich irgend konnte, aber leider gänzlich ohne Erfolg. In ein paar Augenblicken waren die scheuen Menschenkinder verschwunden, und es half nichts: ich mußte meine Sachen wieder zusammenpacken. Nur der Trost blieb mir, daß ich ja wohl noch mehr solche Gelegenheiten haben werde, und besann mich auf alle mir erdenklichen Schliche, wie ich doch zu meinem Ziel kommen könnte. In Wapuli erwischte ich dann einen netten Ersatzmann (Abb. 51), aber er hielt nicht ordentlich still und nahm es fast als persönliche

Abb. 51a. **Junger Konkomba.**

Beleidigung auf, daß ich ihn vor den verdächtigen glänzenden Kasten gestellt hatte.

Das Haar flechten die Konkombajünglinge sehr kunstvoll in mannigfaltiger Weise, meist in mehr oder weniger zahlreichen, dem Kopf eng anliegenden Geflechten, zu welchen dann Messingringe und Platten reichlich Verwendung finden. In Abb. 51a hat ein junger Konkomba gegen 100 Messingringe auf seinem ganzen Haarboden in sein Haar geflochten, und als letzten Schmuck noch eine Hahnenfeder eingesteckt. Ein anderer, ausnehmend kräftig gebauter junger Mann hatte sich außer einem kunstvollen Vorderscheitel-Hinterkopfband von Messing und mehreren talergroßen Messingscheiben noch eine Raupe von einer großen Zahl Messingringen vom Hinterkopf über den Scheitel gelegt. Außerdem schmücken sie sich noch mit möglichst vielen Ober- und Unterarmringen. Die fehlende Kleidung ersetzen sehr viele durch Tätowierung des ganzen Körpers. Sehr gut nehmen sich die Hahnenfedern aus, die sich die lebenslustigen Konkombajungens ins geflochtene Haar stecken. Außerdem treiben sie einen großen Luxus mit Hals- und Hüftenketten von großen, weißen Glasperlen und Kaurimuscheln. Fußspangen von Kaurimuscheln trägt schon jeder kleine Knirps, und zwar wird dabei der rechte Fuß bevorzugt (s. Abb. 53 S. 155). Erwachsene Männer verzichten auf solchen Schmuck; dagegen pflegen sie den Bart zusammenzubinden, und wird er länger, so fassen sie wohl eine möglichst große Zahl dicker Glasperlen daran. Ein alter Mann mit langem Bart, an dem viele Perlen aufgefaßt waren, hatte am Ende ein kleines messingenes Glöckchen angebunden.

Die jungen Leute tragen fast alle auf der Brust an einer um den Hals gehängten Schnur oder an einem Band eine Signalpfeife. Es ist ein der Länge nach und oben bei den seitlichen Aufsätzen auch quer durchbohrtes Stück Holz, das oft mit Silber beschlagen wird oder doch mit ein paar Glas-

perlen verziert ist. Über das am dickern Ende befindliche Mundstück bläst man weg und kann dann durch abwechselndes Zuhalten der beiden obern Öffnungen an den seitlichen Ansätzen oder der untern Öffnung verschieden hohe Töne erzeugen, die in der Nacht wohl einen Kilometer weit zu hören sind. Der Schmuck der Frauen besteht unweigerlich aus dem schon beschriebenen zahnförmigen Stein, der in ein Loch in der Unterlippe gesteckt wird. Man freut sich, zu sehen, daß hier die traurigen Blattbüschel nicht mehr in Gebrauch sind und die Frauen sich ordentlich mit Baumwollstoffen zu kleiden pflegen, wenigstens wenn sie ausgehen.

In Wapuli rasteten wir am zweiten Tag nach unserm Aufbruch von Mangu. Wehmütig gedachten wir des in dem von uns bewohnten Rasthof vor zwei Monaten gestorbenen trefflichen Mannes, des frühern Bezirksleiters von Mangu, des Hauptmanns Mellin.

Schon bei den Moba kamen wir oft an Gehöften vorbei, die etwas wie Bierbrauereien vorstellten. In großen Töpfen standen hier unter einem Schattendach an die 100 Liter Hirsebier, die darauf warteten, bis am Abend die Gäste, wohl die weitern Familienangehörigen, kamen und beim Mondenschein das Bier tranken; aber nirgends waren wir durch den Lärm wüster Trinkgelage gestört worden. Hier bei den Konkomba sahen wir nun zum erstenmal Betrunkene. Auf dem Markt in Wapuli wurde sehr starkes Bier ausgeschenkt. Eine Anzahl junger und alter Männer hatte sich darüber hergemacht und zu viel davon getrunken. Da gab es nun widerwärtige Auftritte, und ich ging rasch vom Markt weg. Auch am späten Abend hörten wir ausgelassenes, wildes Getrommel und Singen, bis gegen Mitternacht Ruhe eintrat. Das aber kam uns überall sehr lebhaft zum Bewußtsein, was für eine unschätzbare Wohltat es für die Völker im Norden Togos und der Goldküste ist, daß der Schnapshandel dort von der Regierung verboten ist. Man muß die schrecklichen Wirkungen des

Schnapstrinkens auf ein Volk beobachtet haben, wie ich als Arzt 25 Jahre auf der Goldküste Gelegenheit hatte, um zu ermessen, welche Wohltat es für ein Volk ist, wenn es bewahrt wird vor diesem nicht nur die Gesundheit und die Verstandeskräfte des Einzelnen untergrabenden, sondern auch die Entartung des ganzen Volkes herbeiführenden Getränk. Man vergleiche einmal die von Gesundheit und Kraft strotzende Jungmannschaft der nördlichen Gebiete mit den jungen Leuten in den Gebieten, in welchen seit Jahren Schnaps konsumiert wird. Ferner muß die große Zahl alter Leute auffallen im Gegensatz zu den wenigen in den Schnaps trinkenden südlich wohnenden Stämmen. Trotz der mit jedem Jahr wachsenden Wohlhabenheit der Stämme an der Goldküste wächst die Zahl der Tuberkulösen, der Epileptiker, der Geisteskranken, und die Gefängnisse füllen sich immer mehr. Abgesehen von der uns allen offenkundigen Verschlechterung des Volkscharakters durch den Schnapsgenuß, sind für den dort lebenden, richtig beobachtenden Arzt die Zeichen der Entartung in trauriger Deutlichkeit wahrzunehmen. Wir hoffen sehr, daß die weitblickenden, wohlwollenden Kolonialregierungen alle bald darin einig werden, daß die gesunde Entwicklung der Kolonien, die Wohlfahrt der uns anvertrauten Völker und nicht zum wenigsten unser eigenes Interesse durchaus die wirksame Verhinderung der Einfuhr des Schnapses erfordern. Wir vertrauen hier der wahrhaft für das Wohl ihrer Völker besorgten deutschen Kolonialregierung und ihrer Energie, daß sie mit den andern Kolonialregierungen zu dieser Erkenntnis komme. Der Tag, an welchem man den Entschluß fassen wird, lieber auf die große Einnahme, die der Zoll auf Schnaps den Kolonialregierungen bringt, zu verzichten, als länger diese Schädlichkeit auf die Völker einwirken zu lassen, wird ein Tag sein, an welchem alle wohlgesinnten Menschen, denen das Wohlergehen der Mitmenschen höher steht als die Zunahme des eigenen Geldbeutels, sich von

Herzen freuen. Diesem Tag wird eine fröhliche Entwicklung unsrer Kolonien, rasch wachsende Kaufkraft der Völker und erfreuliche Entwicklung ihres Charakters und ihrer Geisteskräfte folgen. Der Ausfall im Einkommen der Kolonien aber wird dadurch schneller, als man erwartet, gedeckt werden.

Der Weg von Djereponi nach Wapuli war sehr ermüdend gewesen, und wir versuchten im Rasthof von Wapuli ein wenig zu schlafen. Den wenigsten von uns wollte das glücken. Es ging ein fast beständiger Zug von Konkomba durch den Rasthof; daneben hausten noch allerlei Händler in den vielen Rundhütten desselben. Nachdem aber ein Eselchen sein schreckliches Lied ausgesungen hatte, trat eine Weile Stille ein. Diese Stille nahm derjenige unter uns, der mit wahrer Kunstfertigkeit es unter noch fast ungünstigeren Verhältnissen fertig zu bringen pflegte, einschlafen zu können, wahr und schlief sofort fest ein. Eine Weile ging das prächtig, und ich beneidete ihn im stillen, während ich meine Notizen machte; aber da nahte sich auch ihm das Verhängnis, diesmal in Gestalt eines schönen weißen Hahns. Bedächtig stieg dieser auf ein niedriges Lehmmäuerchen, an welches der Schläfer sein Haupt gelehnt hatte, trippelte bis gerade über ihn, sah ihn zuerst mit seinem rechten Auge genau an, dann mit seinem linken. Das Endergebnis der Untersuchung war, daß er völlig befriedigt mit den Flügeln schlug und aus vollem Hals dicht über den Ohren unsres schlafenden Freundes „Kikeriki" rief. Das war auch für den Schlafkünstler zu viel; verwundert rieb er sich die Augen, und der Hahn, erschreckt über die Wirkung seines Rufs, machte sich schnellstens davon.

Wapuli ist kein großer Ort, und auch auf dem weiteren Weg, den wir nun einschlugen, kamen wir nur durch unbedeutende Dörfchen. Wir verließen von Wapuli an die schöne, breite Straße, die nach Jendi führt, und reisten ostwärts nach Tschopowa. Im Dörfchen Ponange fand ich in

der Nähe eines Gehöftes eine originelle Kuchenform. Sie ist aus Lehm geformt und gebrannt und hat sieben halbkugelige Vertiefungen von 10 cm Durchmesser, in der Anordnung wie die in den bekannten Spiegeleierpfannen in Europa. Ich erstand die Form und überraschte damit meine Reisegefährten, als wir in Tschopowa ankamen. Sie begehrten aber keine Kuchen, die in der etwas sehr rußig aussehenden Form gebacken wären.

Tschopowa ist ein ziemlich bedeutender Ort und besteht aus einer Anzahl Dörfer und Dörfchen, die auf einem sanft gegen das Otital abfallenden niedrigen Hügel liegen. Der Rasthof liegt in der Mitte dieser verschiedenen Ortschaften. Im Rasthof selbst steht ein riesiger Affenbrotfruchtbaum. Leider ist er hohl und, was noch schlimmer ist, er war von einer Menge kleiner Fledermäuse bewohnt und die Luft in dessen Nähe dadurch so verdorben, daß wir in gemessener Entfernung davon unser Nachtlager aufschlagen mußten.

Von Mangu südlich erkennt man wieder die Neigung, mit den Gehöften zusammenzurücken, sodaß wieder kleinere oder größere richtige Dörfer entstehen. Die Tschokosi lieben keine großen Dörfer; es zeigt sich auch darin eine gewisse Verwandtschaft mit den Moba. Wir bekamen den Eindruck, besonders in Tschopowa, daß alle weitern Familienglieder sich beieinander ansiedeln und so die vielen kleinen und größern Gruppen von Gehöften entstehen, aus denen sich Tschopowa zusammensetzt. Erst in Banjeli und Basari kamen wir wieder in eigentliche Dörfer. Es ist nicht nur unser Eindruck, den wir bei unsrer Reise durch Tschopowa und die an unsrer Reiseroute gelegenen Gebiete bekamen, daß Tschopowa der dichtest bewohnte Teil des Konkombalandes ist; auch die wertvolle Zählung von Hauptmann Mellin gibt für das Gebiet von Tschopowa 3500 Hütten an. Nur Gerin-Kuka auf dem linken Otiufer, genau östlich und in der Luftlinie 35 Kilometer von Tschopowa, ist noch ein Bevölkerungszentrum, aber mit seinen 1500 Hütten doch viel bescheidener

Abb. 52. **Rasthaus Tschopowa, blühende Bäume.** (S. 152)

als Tschopowa. Bei der künftigen Wahl einer Station wird aber nicht vergessen werden dürfen, daß man mit dem sehr großen Überschwemmungsgebiet des Oti rechnen muß. In der Regenzeit dehnt sich einen Kilometer östlich von Tschopowa bis an den Oti ein See oder Sumpf von sehr großer Breite und wohl auch beträchtlicher Länge aus. Wir reisten in der trockenen Zeit und sahen nur die Spuren davon. Da waren auf große Strecken meterhohe schmale Dämme aufgeworfen, die teils die Verkehrswege zwischen den Dörfchen bilden, teils dem Fischfang dienen, indem durch eine Art primitiver Schleusen das Wasser eines Teils abgelassen werden kann. Die ganze Gegend ist durch solche Dämme in große Felder eingeteilt. Dasselbe ist auf dem linken Ufer des Oti der Fall, wo große Ebenen in der Regenzeit offenbar nahezu meterhoch unter Wasser stehen und ebenfalls durch Dämme kreuz und quer durchschnitten sind. Sehr wahrscheinlich wird in der Regenzeit die Mückenplage und damit die Gefahr, mit Malaria angesteckt zu werden, in der ganzen Oti-Niederung groß sein. Immerhin gibt es in jener Gegend schön gelegene Hügel, auf welchen sich eine Station ganz gut errichten läßt. Die Schwierigkeit, in der Regenzeit zu reisen, ist damit freilich nicht gehoben und wird an die Energie der dort einst arbeitenden Missionare keine kleinen Anforderungen stellen. Jedenfalls dürfen aber bei der Kleinheit der Völkerstämme die auf dem linken Otiufer wohnenden Konkomba nicht außer Acht gelassen werden, und es sollte einer Gesellschaft, welche die westlich vom Oti wohnenden Konkomba bearbeitet, nicht verwehrt sein, auch die östlich davon wohnenden zu bearbeiten, gerade wie es durchaus erforderlich ist, daß die östlich vom Oti in Sansugu östlich von Adibo, und in Nakpali östlich von Pusuga lebenden 10 000 Dagomba von der im Reich Jendi arbeitenden Gesellschaft bedient werden.

In Tschopowa kam ich zufällig an einen Begräbnisplatz. Die Ähnlichkeit mit den Begräbnisplätzen in Moab war auf-

fallend. Auch hier lagen auf den Gräbern leere Wassertöpfe; nur zeigten sie keine darein geschlagene Löcher. An einer Stelle war ein Grab eingefallen und ließ erkennen, daß die Toten anscheinend nicht mit Erde zugedeckt werden. Das Grab war mit dünnen Baumstämmchen überdeckt und auf diesen eine dünne Erdschicht. Der Länge des Grabes nach zu schließen war der Tote liegend, und nicht sitzend, wie bei den Moba, begraben worden.

Der kurze Weg von Tschopowa an die Ufer des Oti, etwa 2—3 Kilometer, führt durch einige Gehöft-Gruppen, von denen Kutejoch die bedeutendste ist. Schon gleich am Fuß der sanften Anhöhe, auf der der Rasthof steht, fangen die oben beschriebenen Dämme an. Am Fluß selbst bekommt man fast den Eindruck, wie wenn der Fluß eingedämmt sei. Man steigt nicht unbeträchtlich in die Höhe, bis man auf dem ungefähr 20 Meter über dem damaligen Wasserstand gelegenen Uferrand ankommt. Der Fluß ist gegen 150 Meter breit, und in seinem Bett liegen breite, flache Sandbänke. Jenseits führte der Weg durch sehr flaches Land, das zum Teil vom Oti, zum Teil von seinem Nebenfluß Dakpe zu Zeiten weithin unter Wasser gesetzt wird, und überall fanden wir die Ebenen durchzogen von den bekannten Dämmen. An dem Flüßchen Dakpe waren von den Einwohnern zum Zweck des Fischfangs in der Art, wie wir es bei den Mampruſi in Boyeni sahen, Steindämme quer durch das Bachbett errichtet. Die Dörfchen Petab, Nampoach und Kulamong, auf die wir am Weg stießen, sind unbedeutend, die Einwohner aber freundlich und gefällig. Lialebu, das letzte Dorf vor unserm Reiseziel Sadji, war noch das bedeutendste. In Sadji war der Rasthof eingestürzt, und die Einwohner machten sich gleich frisch an die Arbeit, zwei Grashütten für uns zu bauen. Auch Sadji ist ein unbedeutendes Dörfchen, 24 Kilometer von Tschopowa entfernt.

Es war den Leuten ein großes Anliegen, daß wir

Abb. 53. **Kleiner Bogenschütze in Sadji.**

alles, was wir brauchten, richtig erhielten. Der Häuptling, ein altes Männchen, kam immer wieder und brachte irgend etwas, was wir seiner Meinung nach noch brauchen könnten. Die Gegend ist offenbar sehr wildreich, und jedermann geht mit Bogen und Pfeil bewaffnet aus. Ein kleiner Knirps von etwa vier Jahren kam sogar daher mit seinem Bogen und einem sehr ernsthaften Pfeil, der eine eiserne Spitze mit zwei gefährlichen Widerhaken hatte. Ich wollte das Kerlchen photographieren, aber die bloße Annäherung mit dem Apparat löste bei ihm einen starken Strom von Tränen und

Abb. 54. **Tschopowa. Gehöftgruppe.**

ein großes Geschrei aus. Sein Vater eilte herbei, um das Unglück, das seinen Sohn betroffen zu haben schien, zu besichtigen. Mit vereinten Kräften gelang es, den Jammer zu stillen, wobei auch ein paar Zwiebäcke gute Dienste leisteten, und so kam Abb. 53 zustande. Gleich nach der Aufnahme rannte der kleine Jäger heim und zog mit einem auch mit Pfeil und Bogen bewaffneten kleineren Bruder eiligst auf die Jagd.

Die Gehöfte der Konkomba sind wieder ein wenig anders gebaut, als die der bisher besuchten Stämme. Die Gehöfte sind auch mit einer Ringmauer umgeben, die einzelnen Hütten sind aber etwas mehr voneinander getrennt, und zwar durch eine Mauer mit einem kreisrunden Schlupfloch von etwa 60 cm Durchmesser, dessen unterster Rand ungefähr 40 cm vom Boden entfernt ist. Nicht selten ist vor der Hütte des Hausherrn eine kleine, einfache Veranda angebracht. Die Eingangsöffnung in die Eingangshütte ist viel höher, als wir sie bei den Kusasi und Moba trafen, und die untern Seitenteile der Türöffnungen sind verdickt, sodaß sich die Türöffnung nach unten etwas verjüngt. Die andern Hütten der Gehöfte haben aber alle runde Schlupflöcher (Abb. 54 und 55). Auf Abb. 55 sieht man noch rechts, außerhalb des Gehöftes, einen mit einer Kürbisschale und einem zerbrochenen Korb bedeckten Ofen zur Gewinnung der Schibutter. Links unten auf Abb. 48 (S. 142) kommt noch sehr glücklich einer der netten, verzierten Wassertöpfe der Konkomba zur Erscheinung.

Wenn uns auch bei unserm kurzen Besuch bei den Konkomba keine Zeichen von Kunstsinn in Form von Verzierung ihrer Gehöfte vorgekommen sind, so geben doch ihre gewaltigen, dreifüßigen Hirsebehälter Zeugnis von einer gewissen Kunstfertigkeit. Die Konkomba um Sadji herum scheinen die Töpfe, wenn sie gefüllt sind, noch mit einer Mauer einzuschließen und mit einem Grasdach einzudecken.

Die Flora jenes Gebiets scheint uns für einen Forscher

Abb. 55. **Konkombagehöft, Sadji aussen.**

nicht uninteressant zu sein. Der längere Zeit im Jahre von Wasser bedeckte oder doch von Wasser reichlich durchtränkte Boden bietet für gewisse Pflanzen ausnahmsweise günstige Lebensbedingungen. Oft erfreuten zarte Blüten, eben dem ausgetrockneten Boden entsprossen, unser Auge. Verschiedene Orchideen, Liliaceen, Silene- oder Dianthusarten, scilla-artige Pflanzen und Aroideen fielen uns beim Vorüberfahren auf. Eine schön violettrote Schmetterlingsblüte eines größern Strauches erfreute uns mit ihrem herrlichen Veilchengeruch. Nahe beim Rasthof in Tschopowa fanden wir bei einem benachbarten Gehöft zwei Bäume in prachtvoller Blüte; sie sahen von weitem aus wie überreich blühende Pflaumenbäume. Mir schien es eine Caesalpinie zu sein. Auffallend sind die überaus zahlreichen Sträucher von Strophantus hispidus in allen Konkombaorten. Zum Teil standen sie frei um die Gehöfte, zum Teil waren sie in höhere Gebüsche und in Bäume hinaufgeklettert und waren gerade damals mit den kleinen, gelben Blüten dicht besetzt, deren Kronenblätter in lange Fransen auslaufen. Es scheint, daß die Konkomba daraus immer noch ziemlich viel Pfeilgift bereiten, wahrscheinlich zur Jagd.

Die Konkomba scheinen sehr gesellig zu sein und einander oft zu besuchen. Sie haben für solche Gelegenheiten recht praktische, ungefähr 25 cm hohe, dreibeinige Stühlchen, die sie aus einem Stück Holz schnitzen und, über die Schulter gehängt, mit sich herumtragen. (Abb. 56.) Es sieht sehr viel gemütlicher aus, wenn die Leute mit diesen Feldstühlchen anrücken, als wenn sie, wie die Moba, auf Schritt und Tritt ihre blinkenden, messerscharfen Beilhacken mit sich auf der Schulter herumtragen.

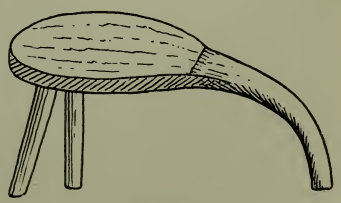


Abb. 56.
Stühlchen der Konkomba.

Am 21. März schieden wir von den Konkomba; nur noch eine Anzahl Konkombajünglinge begleiteten uns als Lastträger bis Basari.

Die Aufgabe unsrer Reise war nun eigentlich erledigt. Wohl lagen noch in verlockender Nähe die herrlichen Bergländer von Lossо, Kabure und Korona mit ihrer zahlreichen Bevölkerung, ferner die südlich von Mangu lebenden Kumongo und eine Reihe andere Stämme, aber für uns galt es, sich in erster Linie über die uns zunächst interessierenden Völkerstämme in der westlichen Hälfte von Togo zu unterrichten, während die östliche Hälfte von Togo voraussichtlich das Arbeitsfeld der katholischen Mission werden soll. Wenn es auch begreiflicherweise von unsrer Seite bedauert wird, daß wir in den ungesunderen, tiefliegenden Teilen der Kolonie unser Arbeitsfeld zugewiesen erhalten und uns die schönen, volkreichen Bergländer verschlossen sein sollen, so wollen wir darüber nicht klagen, sondern hoffen, die Arbeit frisch und energisch anzufangen ohne Scheelsehen und Mißgunst auf andere Gesellschaften, denen schönere Arbeitsfelder zugefallen sind.

Wir hätten nun über Sansugu und Nakpali, die östlich vom Oti gelegenen Dagombaorte, nach Süden reisen können, und vielleicht wäre das das Richtigere gewesen; wir zogen aber doch vor, über die Stationen Basari und Sokode nach Atakpame zu reisen, denn das wichtige Banjeli lag auf der Reiselinie, und als künftigen wichtigen Industriemittelpunkt sollten wir es doch gesehen haben. Wir reisten also nach Bapure, zunächst südöstlich und von dort südlich nach Banjeli.

Wie erfrischend wirkten auf uns die schönen Formen der Berge von Banjeli, als wir sie in blauer Ferne im Süden auftauchen sahen! Seit unserm Abschied von Moab hatten wir keine Berge, kaum noch niedrige Hügel zu Gesicht bekommen. In der Nähe des großen Rasthofes von Bapure liegen ziemlich ausgedehnte Pflanzungen. Die von Manihot,

Abb. 57. **Hochöfen im Betrieb.** (S. 161)

von dem ein nicht sehr hochwertiger Kautschuk gewonnen wird, waren gerade ganz blattlos und sahen darum nicht vielversprechend aus. Der Rasthof liegt recht weit ab von menschlichen Wohnungen. Von ihm aus führt der Weg fast schnurgerade nach Süden, direkt auf die Berge von Banjeli zu. Am Fuß der Berge führt er, an dem Dörfchen Belemele vorbei, in ein Tälchen und über einen Sattel des Gebirgszuges auf die Südseite desselben. Links erblickt man auf einer Terrasse des Berges ein nicht ganz unbedeutendes Dorf Genapare, rechts, im Westen, auf einer etwas niedrigeren Terrasse, weit zerstreut das große Dorf Banjeli. Es war aber noch ein heißer Marsch auf tiefsandigen Wegen und in brennender Mittagssonne, bis wir bei dem ausgezeichnet angelegten, neu erbauten Rasthof auf der luftigen Bergterrasse ankamen. Überall bei Banjeli erblickt man die hohen zylindrischen Eisenschmelzöfen; einige außer Betrieb stehende tragen zylindrische Strohhüte, an andern stehen Astgabeln, die als Leitern zum Beschicken des Ofens dienen. Abb. 57 zeigt die Hochöfen in größerer Nähe. Der mittlere ist in Betrieb, und die zwei jungen Banjeli warten, bis sie das dumpfe Geräusch hören, mit dem das Gußstück auf den Boden des Ofens sinkt. Rechts im Bild liegt auf einem Haufen Eisenerz der Hut des Ofens, der ihm aufgesetzt wird, wenn er nicht in Betrieb ist. Der andere Ofen, an dem der ältere, mehr als nur spärlich bekleidete Mann steht, wird gerade für einen neuen Brand zugerichtet. Zwei Formen für die Zuglöcher lehnen noch an ihm, und neben den jungen Leuten liegen große Haufen von klein geschlagenem Eisenerz und Holzkohle, die sie eben in den vor ihnen stehenden Körben hergetragen haben. An dem Ofen links im Bild lehnt die Leiter, ein sich gabelndes Baumstämmchen, das an den Ofen gelehnt wird, und auf welchem der den Ofen Speisende von Zeit zu Zeit hinaufklettert, und mit Hilfe dessen der Ofen, bevor er angezündet wird, gefüllt wird. Es wurde uns gesagt, es komme zuerst

eine Lage Sand in den untersten Teil des Ofens und dann abwechselnd immer eine Lage Holzkohlen und eine Lage in nußgroße Stücke zerschlagenes Erz. Der Häuptling von Banjeli war so freundlich und zeigte uns seinen Ofen und dann in seiner Hütte zwei Gußstücke, sogenannte Lupen, von denen jedes nahezu 25 Kilo wog.

Die Grasdächer der Häuser in Banjeli sind recht spitz gebaut, und das Gras des Giebels wird mittelst etwas zurecht geschlagener Halsstücke von Wassertöpfen zusammengehalten und darüber noch mit Schnüren zu einer Spitze zusammengebunden.

(Abb. 58.) **Lupen.**

Der Rasthof war ganz neu angelegt und vortrefflich gebaut. Die Wände der Hütten waren dick, sehr sauber geglättet und fein mit Dawadawa behandelt, sogar etwas wie Fensteröffnungen waren daran angebracht. Die Aussicht von der schönen Bergterrasse auf die Berge und Ebenen im Osten und besonders im Westen erschien uns nach unsrer langen Reise durch völlig ebene Länderstrecken bezaubernd schön, besonders als der Abend mit wohltuender Kühle uns erfrischte und die Landschaft von der sinkenden Sonne mit herrlichem goldigem Glanz übergossen wurde.

Die Leute von Banjeli erfreuen sich eines gewissen Wohlstandes, denn die Eisenschmelzerei, so primitiv sie auch ist und so wenig sie auch die Eisenerze ausnützt, bringt doch ganz nette Sümmchen ins Land und jedenfalls bei den jetzt noch herrschenden Preisen der Lebensmittel sehr lohnende Beschäftigung.

Die noch sehr viel Eisenerz enthaltenden Schlacken liegen überall in Massen herum, und der spärliche Baumwuchs läßt erkennen, daß diese Industrie schon sehr lange Zeit getrieben wird und dabei der Wald recht tüchtig herbeigezogen wurde, um das wertvolle Metall zu gewinnen. Das Völkchen der Banjeli lebt so friedlich und vergnügt auf seinen Bergen, daß man fast mit Wehmut der Zeit gedenkt, wo die deutsche Großindustrie das Idyll von Banjeli stören und mit ihrem rationellen Großbetrieb die Schätze der Banjeliberge verarbeiten wird. Wenn dann gewaltige elektrische Ströme, von den Lossobergen hergeleitet, die ungeheuren Erzschätze der Berge ganz anders ausnützen werden, als es der einfache, kunstlose Betrieb der Landeskinder erlaubt, wird wohl auch der naive kindliche Charakter des Volkes Veränderungen erfahren, und eine ganz andere Zeit wird für das schöne, friedliche Ländchen kommen.

Die Leute von Banjeli sind nur Eisenschmelzer. Sie bringen das gewonnene Gußeisen nach Basari auf den

Markt, und dort kaufen es Schmiede von Kabure und Losso. Wir hörten, sie verwandeln das Gußeisen in Schmiedeeisen, indem sie das auf dem Markt gekaufte, sehr poröse Gußeisen in ganz kleine Stückchen zerschlagen, in Ton einschließen, zur Weißglut erhitzen und es dann mit steinernen Hämmern schmieden und zusammenschweißen. Wir bekamen einen solchen Hammer zu sehen. Er wog ungefähr 12 Kilo, war annähernd zylindrisch und hatte einen Durchmesser von etwa 15 und eine Länge von ungefähr 40 cm. Das eine Ende war ganz kurz kegelförmig zugespitzt und hatte eine Schlagfläche von der Größe eines Markstücks. Diese Hämmer werden mit beiden Händen gehandhabt, und man muß sich wundern, wie nette, gleichmäßig geschmiedete Arbeit die Leute mit solchen primitiven Werkzeugen zustande bringen.

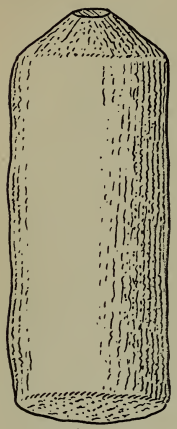


Abb. 59.
Hammer.

Der Weg von Banjeli nach Basari führt durch eine kaum bewohnte Ebene. Die ringsum liegenden Bergländer sind dagegen ziemlich dicht bewohnt. Am zweiten Bach, dem Katscha, den wir überschritten, setzte sich eine Tsetsefliege auf meinen Hut, der vor mir auf dem Rade hing. Der Versuch, sie zu fangen, mißlang, und ich konnte in dem kurzen Augenblick, während dem sie saß, leider nicht ins klare kommen, welcher Spezies sie angehörte. Jedenfalls gibt es dort Tsetsefliegen. Es war die erste, die ich, von Norden kommend, beobachtete.

Die meisten Leute von Banjeli führen noch Pfeil und Bogen. Es ist aber zu erwarten, daß bald modernere Bewaffnung an Stelle derselben treten werde. Ich nahm die Gelegenheit wahr und bat drei des Wegs daherkommende junge Leute zwischen Banjeli und Basari, mir noch zu einem Bild zu stehen. Beinahe wären sie mir aber

auch ausgekniffen, wie die Konkomba-Jagdgesellschaft. Der eine von ihnen benutzte einen unbewachten Augenblick und setzte in hohen Sprüngen über Stock und Stein davon, und es hätte nicht viel gefehlt, so wären seine Genossen ihm ebenfalls nachgeeilt. Hier feierte aber meine Liebenswürdigkeit einen Triumph (Abb. 60). Die beiden blieben tapfer stehen, wenn sie auch nicht besonders freundliche Gesichter zeigen. Jedenfalls dürfen sie sich in ganzer Figur sehen lassen, denn von Banjeli an wird die Kleidung bedeutend besser. Bald nachher begegneten wir einem strammen jungen Jäger in einem lichten Wäldchen (Abb. 61). Er trug nicht nur die unentbehrliche Beilhacke, wie sie die Moba und Konkomba führen, über der rechten Schulter, sondern war noch mit einer gewaltig langen Steinschloßflinte bewaffnet, an welcher eine Unmasse Amulette vor und hinter dem Schloß und nahe der Mündung hingen; alle waren reichlich mit vertrocknetem Blut von Opfertieren bestrichen. Die mannigfaltigen Moden der Haar-

Abb. 60.
Auf dem Wege in die Pflanzungen.

tracht sind auf beiden Bildern zu erkennen. Die Bogenschützen haben einen breiten Streifen Haar auf dem Scheitel, der mit dem Gewehr Bewaffnete hat nur eine schmale Raupe stehen lassen.

Die Bergländer im Osten: Kabu, Lossо, Kabure und Djambe, sahen mit beständig sich verändernden Umrissen zu uns herüber. Die Banjeliberge mit ihrem sich gleichbleibenden Umriß winkten uns noch lange zu, und oft noch verweilten unsere Gedanken bei den freundlichen, wackern Eisenschmelzern in den Dörfern jener Berge.

Abb. 61. **Auf der Jagd.**

Immer näher rückte nun auch der schöne Gebirgsstock der Basariberge. Von Norden erscheint er als hoher, mäßig breiter Rükken, dem im Westen ein kegelförmiger, mehr vereinzelt stehender Berg vorgelagert ist. Die projektierte Eisenbahn nach Banjeli und Tschopowa soll, wie wir hörten, in der Niederung zwischen diesem Berg, dem Nasi und den Basaribergen

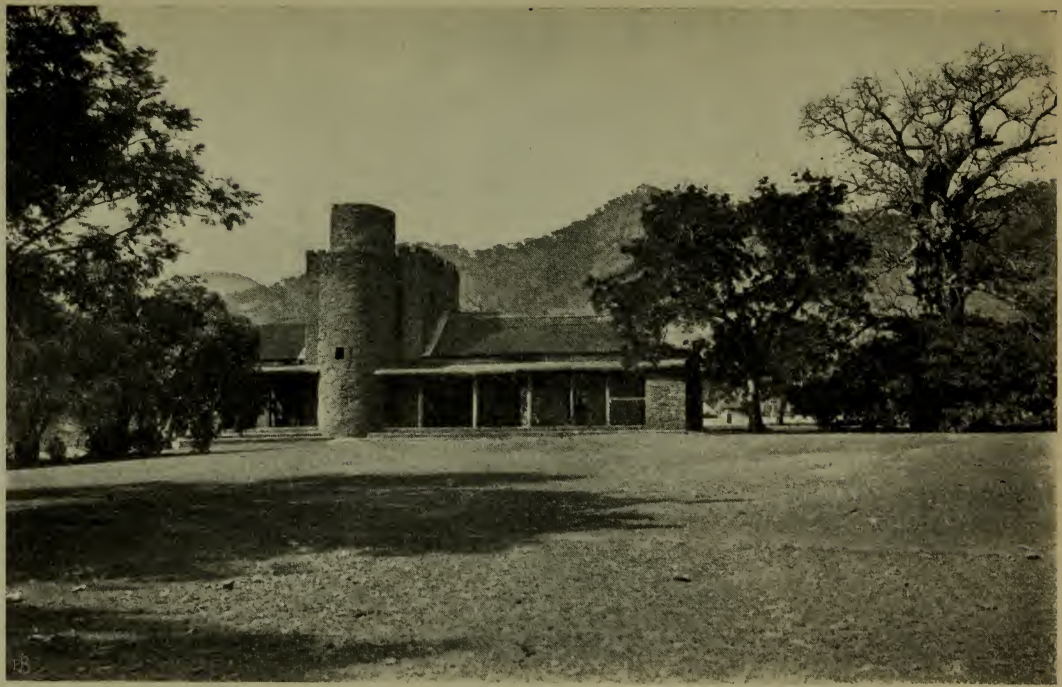


Abb. 62. **Station Basari.**

durchführen. Je näher wir kamen, desto deutlicher sahen wir, daß auch die Basariberge recht spärlich bewaldet sind. Überall sahen größere und kleinere Felspartien aus dem spärlichen Baumwuchs hervor. Am Nordostfuß des Basariberges erhebt sich die nicht unbedeutende Stadt. Einige Teile davon liegen auf etwas höher gelegenen Terrassen, andere in tieferen Lagen, und etwa einen Kilometer weiter, am Ostfuß des Berges, die Regierungsstation Basari.

Der Stationsleiter, Herr Hofbauer, empfing uns mit großer Freundlichkeit. Er kam gerade von der Beaufsichtigung eines Brückenbaus über den Kamaa, einen Nebenfluß des Mo, zurück. Auch hier, in Basari, genossen wir die reiche Gastfreundschaft und schwelgten in Genüssen, die uns unser Koch Lorenz samt seinem Assistenten, dem immer noch traurig dreinsehenden Kru, nicht zu bieten vermochten, um so mehr, als uns zu Ehren ein fettes Schwein geschlachtet wurde und Metzelsuppe und andere Genüsse uns geboten wurden.

Westlich von der Station führt ein schön angelegter Zickzackweg einen steilen Hügel hinauf, und von dort aus eröffnet sich eine schöne Aussicht auf die Station zu Füßen (Abb. 62) und die schönen Pflanzungen, die fast bis gegen Nambam im Osten hinüber reichen, und dann auf die fernen Bergzüge der Dako-Bafilo-Hochebene.

Der Markt in Basari ist sonst sehr besucht. In der Zeit, in welcher wir dort waren, herrschte gerade eine Epidemie von Genickstarre in den östlichen Gebieten, und man spürte es dem Marktverkehr an. Neben den verschiedenen Erzeugnissen der Landwirtschaft bekam man aber doch auch die Schmiedewaren der Kabure zu sehen. Außer dolchähnlich geformten, schön geschmiedeten Messern wurden in großen Mengen die runden, dünn ausgeschmiedeten Eisenplatten für die Hacken der Bauern zum Kauf angeboten.

Im Schatten einiger Hütten saßen Banjelijungen und verkauften stückweise die Lupen von Banjeli (Abb. 63). Der eine von ihnen trägt ein ledernes Geldtäschchen an einem Riemen, und neben ihm stehen die Kürbisflaschen mit Wasser.

Der Stationsleiter hatte die Liebenswürdigkeit, uns in dem sehenswerten botanischen Garten herumzuführen, der manches uns noch Unbekannte enthielt. Wir trafen auch alte Bekannte von der Reise her, so namentlich eine prachtvolle Aroidee, deren Spata vom tiefsten sammtenen Dunkelbraun bis zum hellsten Gelbbraun in feinen Streifen einen ganz feierlich stimmte. Außer einer großen Anzahl von Fruchtbäumen, die wir noch nicht kannten, standen im Garten ein paar herrliche Eucalyptus citriodora, die vortrefflich gedeihen und die, wie wir später in Atakpame sahen, in großer Zahl angepflanzt werden. Was aber im Osten der Station gepflanzt ist, ist noch das Wenigste. An der Straße nach Sokode entlang reichen die Pflanzungen noch sehr weit, und dem Weg entlang ist eine 3 Kilometer lange Allee von herrlichen Mangobäumen gepflanzt. Zu unserm großen Leid waren die Früchte noch nicht reif.

In Basari verließ uns der Soldat von Mangu. Er sowohl als seine Frau, die ihn begleitete, haben sich bis zuletzt ganz ausgezeichnet gehalten. Seine Frau wußte sich bei jedermann Respekt zu verschaffen. Sie war die erste am Morgen beim Aufbruch, die erste auf dem Marsch und die erste bei der Arbeit am Rastort, immer fröhlich und guter Dinge. Es war uns ganz leid, den wackern Leuten nicht auch etwas Ordentliches bieten zu können.

8. Von Basari nach Sokode.

Am 24. März brachen wir auf. Am Ende der drei Kilometer langen Mangoallee kamen wir an das tief eingeschnittene Tal des Kamaa. Die neue Brücke war noch

Abb. 63. **Eisenmarkt in Basari.**

nicht fertig, wir zollten aber der Vielseitigkeit der deutschen Beamten die verdiente Anerkennung, als wir die mächtigen Balken sahen, mit welchen die Brücke belegt wird, und die hohen hölzernen Pfeiler, auf denen sie steht. Der Gestaltung der Ufer nach zu schließen muß der Kamaa zu Zeiten ein recht wilder Geselle sein, wenn auch vielleicht nicht so wild, wie sein Gefährte, der Pempeu, mit dem der Kamaa vereint in den Mo mündet. Das Bett des Pempeu führte nur wenig Wasser, aber es war angefüllt mit erstaunlichen Massen von Quarzgeröll in allen Größen. An einem sehr kahlen Berg vorbei, dessen Quarzfelsen weiß und abschreckend unfruchtbar ins Land hinaus leuchteten, führte der Weg in ein Tal, das bald steil anstieg und an einem gewaltigen Bergabhang endete. Ein klares Bergbächlein erquickte uns, und im Schatten der Bäume fanden wir eine herrliche Orchidee. Es war aber ein beschwerliches Stück Arbeit, mit den schwerbepackten Rädern den hohen, steilen Berg hinaufzuklettern, wo oft die Straße kaum noch angedeutet war. Auf dem ganzen Weg sahen wir keine menschliche Wohnung. Die Dörfer und Ortschaften sind alle am Fuß der östlich und westlich von der Straße nach Sokode gelegenen Bergzüge zu finden. Bebautes Land aber trafen wir überall; selbst auf einer Terrasse des sonst so steinigen Bergzuges fand sich eine üppig stehende Pflanzung, und einige Frauen kochten am Weg Speise für Durchreisende. Endlich waren wir auf dem ersehnten Kamm des Gebirges, und nach kurzem Marsch erreichten wir den Rasthof Malefakasa, zu deutsch „Lange Flinte", nicht weit unter dem Kamm des Gebirges, in menschenleerer Einöde gelegen, 29 Kilometer von Basari. Die beiden großen Rundhütten wurden von uns bezogen, und kaum waren wir angelangt, so rannte am jenseitigen Abhang, in einer Entfernung von etwa 250—300 Metern, ein Rudel Paviane den Berg hinauf, voraus ein mächtiges Männchen. Einer der Soldaten war gleich bereit, sich und seinen Genossen einen Braten zu verschaffen. Auch mir

fuhr die Jagdlust ins Blut, um so mehr, als es sich um Paviane handelte, die überall bekannt sind als Verwüster der Pflanzungen. Das alte Männchen zu schießen war also noch ein gutes Werk. Ich nahm darum das Gewehr des Soldaten und nahm den alten Pavian aufs Korn. Die Kugel schlug dicht über seiner Nase in den Boden, und schleunigst machte die Gesellschaft Kehrt und stürmte den Abhang hinunter. Die Soldaten ihnen nach. Nach einer halben Stunde, während welcher drunten im Tal noch weitere Schüsse gefallen waren, brachten sie das Tier herauf. Zwei Männer hatten genug an ihm zu tragen. Es war ein ungewöhnlich großes Tier mit großer Mähne und mächtigem Gebiß.

Malefakasa ist ein herrlich gelegenes Plätzchen. Für einen durch geistige Arbeit und das Einerlei des Dienstes erschöpften Mann gibt es nichts Passenderes, als die stille Einsamkeit des abgelegenen Rasthofes mit der herrlichen Aussicht, die je nach dem Stand der Sonne immer wieder neue Schönheiten offenbart. Im Nordosten sieht man das Hochland von Dako-Bafilo, daran anschließend die eindrücklichen Formen von Aledjo-Kadare, von Kemeni und Tiberde, im Südosten das breite Koronagebirge mit dem hochragenden, sargdeckelförmigen Kolina Kobudji.

Am Abend zog ein Gewitter majestätisch über das Koronagebirge hin, und am Morgen konnten wir uns fast nicht trennen von der Pracht, welche die über den Keredeberg aufsteigende Sonne über Berg und Tal ausgoß. Möge doch bald der Tag kommen, da es auch in den Herzen der Bewohner jener Berge hell wird durch das wahre Licht der Welt!

Mit solchen Gedanken erfüllt, stiegen wir hinunter ins Tal und am Abhang breiter, völlig unbewohnter Hügelrücken wieder hinauf. Weit und breit kein menschliches Wesen. Nach 12 Kilometern erreichten wir den Mo. Sein Bett ist dort sehr felsig und tief eingerissen; das wenige

Wasser, das er führte, zeigte kaum eine Strömung. An seinem linken Ufer fanden wir ein armseliges Dörfchen, das einzige auf dem 29 Kilometer langen Weg.

Wohl 6 Kilometer vor Sokode überraschte uns der Bezirksleiter, Herr Oberleutnant Häring. Trotz seiner sehr erschütterten Gesundheit war er uns schon am vorhergehenden Tag entgegengeritten und hatte sich die Mühe nicht verdrießen lassen, uns nochmals so weit entgegenzukommen und uns freundlich bei sich zu Gaste zu laden.

Sokode macht einen ausgezeichneten Eindruck. Das massive, aus Steinen und Lehm erbaute Wohnhaus des Bezirksamts zeigt in seiner Anlage und Einrichtung überall die Spuren des erfahrenen und äußerst tüchtigen frühern Bezirksleiters, des Dr. von Kersting. Es enthält hohe, luftige und kühle Räume und gegen Sonne und Regen gut geschützte Veranden. Im Saal fehlt sogar das behagliche Kamin nicht; auf seinen beiden Seiten steht je die Hälfte eines Elefantenschädels als Schmuck, vor ihm liegt als Teppich eine Löwenhaut, und um den Tisch herum laden in Sokode verfertigte behagliche Stühle zum Sitzen ein. Am Ostende ist eine herrliche große Halle, die als Versammlungsort und Gerichtshalle dient.

Rechts im Bilde sieht man einen sehr felsigen Hügel mit der Flaggenstange. Von seiner Spitze aus ist Abb. 65 genommen. Vom Bezirksamt sieht man nur das mit Matten von Blattrippen der Raphiapalme geschützte Ost-Ende. In der Mitte des Bildes ist das Gefängnis, das Haus mit dem halb offenen Giebel, davor die doppelkegelförmigen Behälter für die Hirse. Ganz links im Bilde ist das Gebäude für die Zollabfertigung, die sich im Moment der Aufnahme vollzog. Hinter dem Bezirksamt sieht man die zahlreichen Rundhütten der Soldatenfamilien, und weiterhin kann man gerade noch die großartigen Pflanzungen erkennen, die südlich von Sokode gelegen sind und 270 Hektar umfassen. Etwas links vom Bezirksamt steht ein schattiger Baum, und

unter ihm ruht ein wackerer Deutscher, Franz Brasche, der vor elf Jahren in Sokode an Schwarzwasserfieber starb.

In der Nähe der Station ist eine Baumwollentkernungsanlage untergebracht. Es kam, als wir dort waren, eine Karawane von über 100 Trägern von Bagu mit Baumwollasten. Durch die Güte des Stationsassistenten konnte ich die ganze Gesellschaft aufnehmen (Abb. 64), als sie gerade an der Rückseite der Baumwollreinigungsanlage ausruhte. Die Arbeit des Entkernens war bald geschehen, und schon am übernächsten Tag lag die Baumwolle, in Traglasten verpackt, zur Beförderung an die Küste bereit. Die Regierung liefert den Baumwollpflanzern das Saatgut unentgeltlich. Es werden fleißig Versuche mit verschiedenen Baumwollarten in den Regierungspflanzungen angestellt, und diese scheinen nahe an einem gewissen Abschluß angelangt zu sein. Die Art: gossypium neglecta scheint für jenes Gebiet die empfehlenswerteste zu sein. Der Bezirksleiter hatte in jener Zeit bei seinen Bemühungen, die Viehzucht zu heben, einen schmerzlichen Verlust erlitten. Er hatte mit großer Sorgfalt einige prächtige Zuchtochsen herangezogen und sie in einem schönen, luftigen Stall untergebracht. Einige Tage vor unsrer Ankunft erkrankten vier der prächtigen Tiere und starben kurz nacheinander an Milzbrand. Auch die übrigen vier waren nicht ganz wohl. Hoffentlich sind diese wenigstens erhalten geblieben.

Leider war auch das Gerücht vom Ausbruch der Genickstarre in Kabure Wahrheit, und ich hatte sogar Gelegenheit, ein paar daran erkrankte Kabure auf der Station zu sehen und zu tun, was ich für sie tun konnte. Ach, es war so wenig, was man den in tiefer Bewußtlosigkeit Liegenden angedeihen lassen konnte. Es war mir leider unmöglich, zu entscheiden, ob wirklich Genickstarre vorlag, oder ob es sich nicht um die sehr schwer verlaufende Form von Schlafkrankheit, die das Bild der Gehirnentzündung annimmt, handle. Mit Schrecken dachten wir daran, welch furchtbare

Abb. 64. **Baumwolleverkäufer.**

Verheerungen diese entsetzliche Krankheit in den englischen Gebieten nördlich von Kintampo vor einigen Jahren angerichtet hatte. Man sprach damals von 75 000 Menschen, die der Seuche zum Opfer gefallen seien, und in Tamale erzählte uns ein Offizier, daß in jenen Gegenden noch jetzt ganze Haufen von Menschengebeinen auf den Hügeln herumliegen und fast die ganze Einwohnerschaft von der Krankheit hingerafft worden sei. Auch bei dieser Gelegenheit bedauerten wir wieder tief, daß nicht mehr Ärzte in Togo stationiert sind. Wie viel könnte doch ein Regierungsarzt in solchen ernsten Zeiten tun, und wie manches Menschenleben könnte durch ihn gerettet werden!

Am Morgen nach unsrer Ankunft in Sokode hatte der Bezirksleiter die Freundlichkeit, uns in den Pflanzungen herumzuführen. Da bekamen wir aufs neue einen Eindruck von der großzügigen Arbeit, die auf den Stationen in dieser Hinsicht getan wird. Die großen Landstücke, die mit Teak, Mahagoni, Ölpalmen, Kapok und andern Nutzhölzern und Fruchtbäumen bepflanzt sind, machten einen vortrefflichen Eindruck. Zugleich werden die Einwohner auf alle mögliche Weise ermuntert, ebenfalls solche Bäume zu pflanzen. Diese weitsichtige Arbeit der Regierung kann nicht anders als hocherfreuliche Früchte für die Kolonie tragen, und was für ein herrlicher Schmuck werden diese Pflanzungen für Sokode sein, wenn sie in wenigen Jahren die prächtigsten Wälder bilden werden! Überall den Straßen entlang standen mit Früchten reich beladene Mangobäume, und unser Bedauern, nicht ein paar Wochen später hier zu sein, das wir schon in Basari empfunden hatten, erneuerte sich.

Am letzten Nachmittag, an welchem wir in Sokode waren, hatte der Bezirksleiter die Freundlichkeit, den König von Tschautjo, Uro Djabo, mit seinen Großen einzuladen. Sie kamen gegen 4 Uhr alle zu Pferd, zum Teil ausnehmend gut beritten. Sie versammelten sich gleich nach ihrer Ankunft in der großen Halle, und der Herr Bezirksleiter hielt

Abb. 65. **Sokode.** (S. 173)

ihnen eine Ansprache, in welcher er unser und des Zwecks unsrer Reise erwähnte und sie dann bat, doch ja die nötigen Vorsichtsmaßregeln ungesäumt anzuwenden, welche geeignet seien, die beiden schlimmen Krankheiten, die Genickstarre und den Milzbrand zu bekämpfen. Uro Djabo ist ein sehr dunkelfarbiger, korpulenter, ausnehmend kräftig gebauter Mann. In seinem Gesicht streiten sich Klugheit und Schlauheit um den Vorrang. Die weichern Züge, welche Herzensgüte im Gesicht zum Ausdruck bringen, vermißte ich.

Nach der Ansprache führte die Jungmannschaft allerlei Spiele auf. In die Mitte stellte sich die Musikbande mit großen und kleinen Trommeln auf; um sie herum bildeten sich zwei Kreise von je etwa 25—30 Mann. Jeder hatte ein langes Messer in der Hand, und im Takt der Trommeln drehten sich nun die Kreise in entgegengesetzter Richtung. Die Spielenden kreuzten dabei mit jedem, der an ihnen vorbeiging, das Messer, welcher Augenblick von den Trommlern besonders betont wurde. Hin und wieder rannte der eine oder andere aus seinem Kreis heraus, stürzte sich vor einem der Häuptlinge auf das eine Knie und hieb scheinbar mit voller Kraft mit seinem Messer auf die innere Seite seines Oberschenkels. Niemals trat dabei eine Verletzung ein; nur nahmen solche dann etwa verstohlen einen Grasbüschel oder ein paar Blätter, rieben auf den getroffenen Stellen kräftig und massierten wohl auf diese Weise kleine Blutaustritte unter der Haut weg. Auch ein Erwachsener, der offenbar das Spiel leitete, bearbeitete die bloße Brust und den Bauch mit seinem Messer, indem er damit kreuz und quer darüber hin fuhr und auch andere in der Weise behandelte, ohne daß je ein Tröpfchen Blut geflossen wäre.

Viel ansprechender war ein Stabreigen, der nach diesem wilden Schwertertanz folgte. Es bildeten sich wieder zwei Kreise. Jeder Teilnehmer hatte einen kurzen Stab in der Hand, und im Takt der Trommeln gingen nun die Stabträger in der gleichen Richtung, kreuzten aber immer

wieder einander und zwar so, daß die Personen des äußern Kreises nach ein paar Schritten im innern Kreis waren und umgekehrt; im Augenblick, wenn sie aneinander vorbeigingen, schlugen die des äußern Kreises mit denen des innern die Stäbe zusammen. Dieser Moment entsprach immer einem besondern Auftakt des Trommelkonzerts. Zwischen hinein wurden an die Spielenden Kolanüsse und Tücher verteilt, und die Großen sorgten dafür, daß sie nicht zu kurz kamen. Zum Schluß folgte noch ein Wettrennen auf kurze Entfernung, wobei aber die Pferde sehr geplagt wurden, indem sie mitten im tollsten Jagen plötzlich mit aller Macht angehalten wurden. Immerhin gab es Gelegenheit, die erstaunliche Sattelfestigkeit, selbst der ganz jungen Burschen, zu bewundern.

9. Von Sokode nach Atakpame.

Nach dreitägigem Aufenthalt in Sokode verabschiedeten wir uns und reisten in südsüdwestlicher Richtung ab. Nun lagen die Berge hinter uns, und die weite Ebene dehnte sich vor uns aus. Nur im Westen sahen wir noch die niedrigen Berge von Fasau und Bo. Die Gegend scheint recht dünn bevölkert zu sein, denn nach dem Dorf Tschalo, 7 Kilometer von Sokode, kamen wir an kein Dorf mehr, bis bei Kilometer 20 Jare-Jare, ein sehr dürftiges Dörflein, am Wege erschien. Neun weitere Kilometer brachten uns nach Au, am gleichnamigen Bach, wo ein Rasthof an der Straße lag. Er hat leider auch einen etwas kosmopolitischen Charakter, wie der von Djereponi und Wapuli. Allerlei Krämervolk hatte sich darin eingenistet, und sogar ein armer, an Genickstarre erkrankter Mann war von seinen Angehörigen in den Rasthof gebracht worden. Wir mußten ihn in eine geeignetere Hütte umquartieren, wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein konnte, da das Anwesen von allen möglichen Leuten besetzt war. Die Anwesenheit des Kranken

Abb. 66. **Kabure.**

hinderte aber die Leute nicht, bis in die tiefe Nacht hinein lärmend und singend im Rasthof zu tanzen, bis wir Ruhe geboten. Wir waren zu einem weniger zart angelegten Volksstamm gekommen. Au und das weiter südlich an der Straße gelegene Dorf Djabotaure sind, wie wir hörten, Verbrecherkolonien. Da muß man schon ein wenig Nachsicht haben.

Am nächsten Tag fuhren wir an Djabotaure vorbei. Der dortige Rasthof war noch um ein gut Teil belebter als der in Au. Die Kleidung der Leute wurde wieder bedenklich knapp; statt ihrer glauben sie auf eine uns neue und ungewohnte Art ihrer Schönheit aufzuhelfen. Zwei junge Kabure in Abb. 66 zeigen diese absonderliche Verzierung Sie tragen in beiden Nasenflügeln 15 mm breite Scheiben von Holz oder Tellerscherben, die so zugeschliffen sind, daß sie in die großen Löcher der Nasenflügel passen. Schon in Sokode hatte ich diese Löcher bei einem an Genickstarre erkrankten Kabure gesehen und war zuerst ganz überrascht, als ich ihm, wie ich mich über ihn beugte, bis tief in die Nasenhöhle hinein sah; denn er hatte die Holzscheiben entfernt. Der junge Mann links im Bild trägt noch die Holzscheiben, der rechts schon die moderneren Scherben in den Nasenflügeln, ebenso der links im Bild stehende, dessen Schmuck noch größer erscheint als in Wirklichkeit. Daß die Kabure das Tätowieren verstehen, zeigen die „schönen" Tätowiernarben auf Brust und Bauch der jungen Burschen.

Djabotaure liegt am Fuß eines sehr steinigen Berges, der einsam in der großen Ebene liegt. An seinem Fuß sind ziemlich umfangreiche Pflanzungen von Manihot angelegt. In der Gegend sollen häufig Löwen vorkommen, aber wir sahen nichts von ihnen. Wir fuhren weiter nach Blita oder Bilta. Im Rasthaus von Bilta hatten sich gerade die Leute mit den Baumwollballen von Sokode eingenistet und mußten nun leider ausquartiert werden. Ein Baumwollballen diente uns aber, in Ermanglung eines

Abb. 67. **Brückenbau.**

bessern, als Tisch, und zwei andere als Stühle, und so hielten wir dort ein etwas kärgliches Mahl, denn unsere Träger waren noch sehr weit zurück. Ein äußerst erwünschter Zeitvertreib nahte uns. Während wir auf den Baumwollballen saßen, trat ein freundlicher, bärtiger Mann mit einer Dienstmütze auf dem Kopf, in unsre Hütte und übergab uns Briefe von unsern Lieben auf der Goldküste. Wie er uns hier auffand, ist uns wieder als ein Beweis der berühmten Findigkeit der deutschen Post erschienen, und wir können ihr nur Glück wünschen zu dem schwarzen Postmann zwischen Sokode und Atakpame.

Das Dorf Blita ist außerordentlich schmutzig. Die Leute halten viele Schweine, und da diese, wie hier zu Lande alle Tiere frei herumlaufen, so erklärt sich die Menge des vielen Unrats und die unglaubliche Zahl von Mäusen und Ratten, die am hellen Tag herumrennen. Es stehen eine Anzahl Bambusgebüsche auf der Straße und hinter dem Rasthof, und die sind natürlich ein Sammelplatz für allen möglichen Schmutz und eine Herberge für die Mäuse und Ratten. Blita ist das völlige Gegenteil der Dörfer in Moab. Das Dorf ist so eng als nur immer möglich gebaut, als ob alles Heil daran liege, daß man kaum im Dorf herumgehen könne vor unglaublich engen, winkeligen Straßen. Nachts streiften Hyänen herum, und wir hatten die Genugtuung, vor Ende der Reise doch noch eine Hyäne heulen zu hören. Sie suchte sich wohl eines der vielen Schweine, erwischte aber keines. In der Nacht brach ein Gewitter los, und der Donner rollte majestätisch. Man bekam den Eindruck, der Schall erfülle den weiten Raum zwischen Erde und Wolken und rolle mit ungeheurer Schnelligkeit bis in die weiteste Ferne mit majestätischer Gewalt.

Am nächsten Tag gelangten wir nach Agbandi. Die Straße ist im Bau begriffen. Wir freuten uns der soliden Arbeit, die hier getan wird. Die Straße hat einen guten

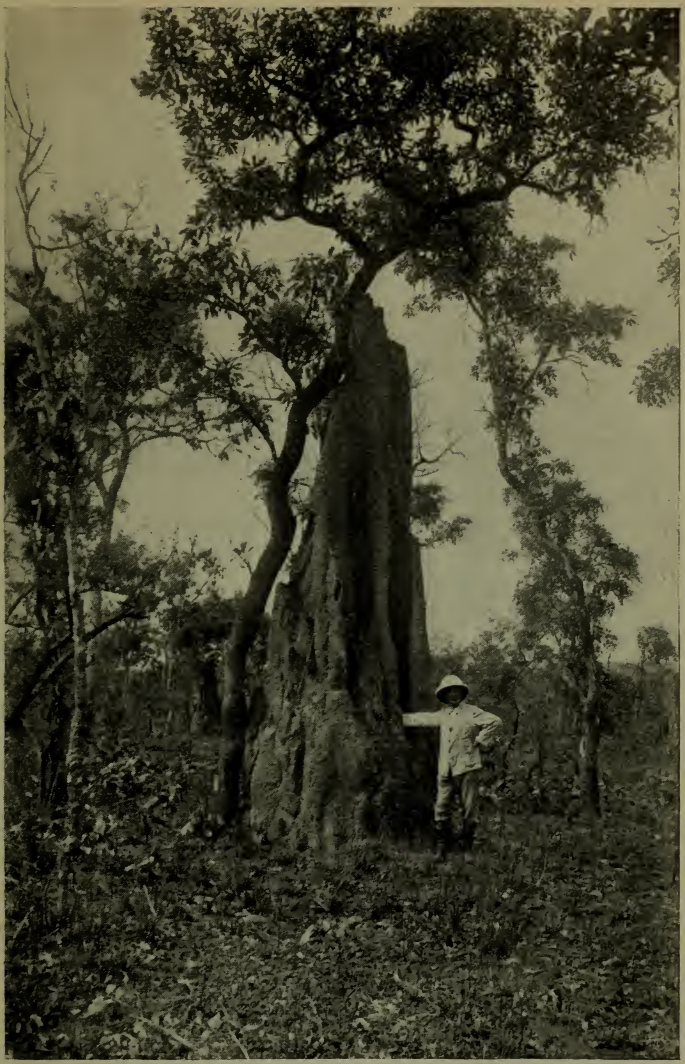


Abb. 68. **Termitenhügel.**

Steinunterbau; die Bäche, welche die Straße kreuzen, werden mit dauerhaften Brücken versehen. Abb. 67 zeigt eine solche Brücke während des Baues.

Bei Agbandi kamen wir an ganz ausnahmsweise hohen Termitenhügeln vorbei (Abb. 68). Solche mächtige Ameisenbauten sind, unsrer Beobachtung nach, immer ein gutes Zeichen für die Ertragfähigkeit eines Landes, indem sie tiefes, meist fruchtbares Erdreich anzeigen.

Nach dem starken Marsch von Au nach Blita am vorhergehenden Tag mit nahezu 51 Kilometer mußten wir um der Träger willen uns am folgenden Tag mit weniger begnügen. Wir rasteten darum in Agbandi, obschon wir nur 23 Kilometer von Blita entfernt waren. Agbandi verdient ungefähr das gleiche Lob wie Blita: Schweine in Menge, die sich besonders die wilden Feigen der mächtigen Bäume im Rasthof schmecken lassen und fast nicht wegzutreiben sind, äußerst eng zusammengebaute Hütten, wie wenn das Land als Baugrund zu kostbar wäre. Während in Blita noch das Rasthaus Spuren von Dawadawa-Anstrich zeigte, vermißte man das in Agbandi gänzlich und schmerzlich. Die Wände und der Fußboden sind das Gegenteil der Wände und Fußböden in Moab. Die Einwohner von Agbandi sprechen schon Ewe, und unser Koch Lorenz schwamm in Wonne, nun wieder unter Landsleuten zu sein.

Der nächste Tag brachte uns auf schöner Straße durch lichten, frühlingsmäßig sprossenden und blühenden Wald nach Nyamasila. Verschiedene Liliaceen blühten in großen Mengen. Neben einer ziemlich derben, die oft acht Blüten auf einem Blütenstiel getrieben hatte, und die in den Tälern meist in Masse vorkam und einen prächtigen Anblick gewährte, kommt eine andere außerordentlich zarte Lilie weniger häufig vor; ohne Blütenstiel erscheint die schneeweiße, ausnehmend zarte, fast durchsichtige Blüte am frühen Morgen, und kaum ist sie aufgeblüht, so verwelkt sie schon wieder. So herrlich sie am frühen Morgen ist, wenn

Abb. 69. **Atakpame von der Bremerstation aus.** (S. 186)

noch der Tau auf ihr funkelt, so traurig sieht sie aus, wenn sie nur ein paar Stunden nachher matt und schlaff ihr eben noch strahlendes Haupt neigt und das reine, durchsichtige Schneeweiß einen toten gelben Ton annimmt. Daneben blühte eine gelbe, crocusartige Pflanze mit sehr tief hinabreichender faseriger Wurzelknolle, und im Schatten von Bäumen und Sträuchern erfreute uns eine ganz niedrige Iridee mit schönen, hellviolettroten Blüten. Hin und wieder nickten mehr als meterhohe Orchideen im sprossenden Gras der Ebenen, und eine besonders schöne fand sich, der Form der Blüte nach eine Ophrys, in lichten Wäldchen, aber sehr spärlich. In den feuchten Tälern kam neben der einen kräftigen Lilie eine Scilla mit langem, hohem Blütenstand häufig vor und scheint bis hinauf nach Banjeli sehr verbreitet zu sein.

Nyamasila ist ungefähr wie die Dörfer Blita und Agbandi, vielleicht eine Nummer reinlicher. Jedenfalls ist es eine Wohltat, daß der Rasthof am südlichen Ende des Dorfes ist, während für die schwarzen Reisenden am nördlichen Eingang in das Dorf weitläufige Unterkunftshütten errichtet sind. Dafür muß aber auch für Benützung des Rasthauses jeder Reisende 2 Mark an die Landeskasse abliefern. Trotzdem war der Aufenthalt in dem Hause kein besonderer Genuß, denn die Decke der zwei Zimmer drohte den Ahnungslosen zu verschütten. Wir kamen aber noch heil und ganz am nächsten Morgen heraus und machten uns auf den Weg nach Atakpame. In Angä brach aber über einen von uns ein herbes Mißgeschick herein. Auf ebener Straße brach plötzlich das eine Pedal seines Rades ab. Es blieb dem Armen nichts übrig, als die 25 Kilometer bis nach Atakpame zu Fuß zurückzulegen. Dort konnte man doch wohl das in der Kurbel steckende Schraubenende des Pedals herausbohren und ein Reservepedal einsetzen. Welch ein Glück war es, daß dieser Unfall erst jetzt vorkam, wo doch die Möglichkeit, den Schaden auszubessern, in erreichbarer

Nähe lag; denn einem solchen Unfall hätte auch mit der besten Sägefeile nicht abgeholfen werden können, wie damals dem Schaden an meinem Rad in Jendi. So schön die Brücke über den Angä war, sie wollte uns nach dem Unglück unsres Mitreisenden nicht mehr recht freuen.

Nach Zurücklegung von 53 Kilometern kamen wir in Atakpame an. Wir benutzten die feine Bergstraße, die an das Nordende der Stadt führt. Eine andere, ältere führt mit etwas mehr Steigung am Bezirksamt vorbei in die Mitte der Stadt. Hier waren wir nun wieder bei unsern lieben Freunden, den Bremer Missionaren. Von ihrem Haus aus hat man eine schöne Aussicht über die Stadt zu Füßen und auf den jenseitigen Bergabhang (Abb. 69). Rechts auf der Höhe liegt das Bezirksamt, links das Haus der Schwestern der katholischen Mission. Im dazwischen liegenden Tal lagert die Stadt. Die Straßen sind breit, gerade und sehr sauber gehalten, mit gekalkten Steinen begrenzt. Die weißen Häuser mit Blechdächern sind Handelshäuser, das in der Mitte des Bildes ist die Faktorei von Vietor. Die Häuser der Eingeborenen verraten die Nähe der von alters her gebrauchten Rundhütten. Nur mit den viereckigen Mauern haben sie der Neuzeit ein Zugeständnis gemacht; das Dach ist noch spitz, entsprechend dem quadratischen Grundriß der Hütten, doch sind auch eine Anzahl rechteckiger Häuser mit Giebeldach vorhanden.

Herr von Döring war gerade in Atakpame anwesend; er empfing uns mit größter Liebenswürdigkeit und zeigte uns die schönen, ausgedehnten Pflanzungen, die sich am Abhang des Berges, auf welchem das Bezirksamt steht, hinziehen. In gleicher Weise, wie in Sansanne Mangu, Basari und Sokode, sind verschiedene hochwertige Nutzhölzer und Fruchtbäume in großen Mengen angepflanzt. Den Wegen entlang stehen prachtvolle Alleen von Mangobäumen, Casuarinen und Eucalyptus citriodora in prachtvollen Exemplaren.

Die Regierung hat zwei schöne, reichliche Quellen am Fuß des Höhenzuges, der das Bezirksamt und das Schwesternhaus der katholischen Mission trägt, gefaßt, und ihr Wasser speist nun zwei öffentliche Brunnen. Der eine trägt den Namen „Kaiser Wilhelm" und ist mit einer Medaille und dem Bild Kaiser Wilhelms des Ersten geschmückt; der andere ist der Bismarcksbrunnen und trägt in gleicher Weise eine Medaille mit Bismarcks Bild.

Atakpame liegt in einem Sattel des Lobogebirges. Er öffnet sich nach Südosten in langsamem Abfall gegen die Ebene hin; nach Nordwesten ist der Abfall viel steiler, und eine sehr gut angelegte Straße führt dort hinunter. Dann wendet sie sich gegen Südwesten, nach Misahöhe hin, am östlichen Fuß der Sſodo-Todji-Bergkette.

Hier in Atakpame schieden sich nun unsere Wege. Ich wollte auf kürzestem Wege wieder auf die Goldküste zurückkehren, meine Gefährten zogen südwärts über die Ackerbauschule in Nuatja nach Lome, um dem Gouverneur, Graf Zech, ihre Aufwartung zu machen.

* * *

Wir haben versucht, die uns gestellte Aufgabe zu lösen, die der Mission in den nördlichen Gebieten sich eröffnenden Aussichten und Aufgaben in Augenschein zu nehmen, und durch unsere Berichte der Missionsleitung und der Missionsgemeinde, ja allen denen, welche die gesunde und gedeihliche Entwicklung der Kolonien am Herzen liegt, über die dort für die Mission in Betracht kommenden Verhältnisse Klarheit zu verschaffen. Wir bekennen frei und offen, daß wir überzeugt sind, daß zu einer gedeihlichen Entwicklung eines Volkes das Evangelium von Jesu Christo, dem Sohne Gottes, dem Heiland der Welt, unumgänglich nötig ist; denn nur durch die gläubige Annahme dieser wunderbaren Botschaft können die schlummernden Fähigkeiten des Menschen entwickelt, veredelt und in den Dienst des Ganzen

gestellt werden. Die Geschichte bezeugt in gewaltiger Sprache dasselbe. Es sind freilich keine großen, mächtigen Völker, die uns im Norden der englischen und deutschen Kolonie erwarten. Keine großen, weltgeschichtlichen Begebenheiten werden sich, aller Voraussicht nach, an jene Völker und ihre Entwicklung anschließen. Es sind kleine, unbedeutende Völkchen, mit denen die Mission es zu tun haben wird, und dennoch ist es wohl der Mühe und des Schweißes wert, ja der Darangabe selbst des Lebens, die herrliche Arbeit mit Begeisterung und Glauben an die Hand zu nehmen. An Missionaren wird es nicht fehlen, die von Herzen willens sind, die ihnen verliehenen Kräfte und ihre ganze Person der Arbeit an jenen Völkern zu widmen und es als die Aufgabe ihres Lebens aufzufassen, Gottes herrliches, ewiges Reich bis an die Grenzen unserer Kolonien auszubreiten.

Wir wollen nicht Halt machen mit der Verkündigung des Evangeliums an den Grenzen der englischen Kolonie. Wollen wir nur die Dagbane sprechenden Nanumba und Dagomba in Togo mit der frohen Botschaft beglücken und den größern Teil der Dagomba samt den Mampruſi und Kusasi liegen lassen, deren Sprache wir sowieso erlernen und in Schrift setzen müssen? Wir werden uns der Aufgabe nicht entziehen können, jene Völker auch in der englischen Kolonie zu bearbeiten. Die Basler Mission ist ja schon mit den Verhältnissen in der englischen Kolonie vertraut. Wenn wir auch mancherlei Hemmung in der gegenwärtigen Stufe der Entwicklung auf der Goldküste durch die Organe der Regierung erfahren, so ist uns doch die englische Kolonialregierung im ganzen durchaus wohlgesinnt, und vielleicht kommt noch die Zeit, wo alle die vielen Opfer an Menschenleben, Arbeit und Geld, welche die Mission auf der Goldküste gekostet hat, von jener Seite mehr gewürdigt werden. Aber auch abgesehen davon ist die Arbeit und das Ziel der evangelischen Mission nicht begrenzt durch

die Grenzpfähle des Heimatlandes, und wir dürfen bei aller Berechtigung, die darin liegt, die Gaben und Kräfte den Kolonien des Mutterlandes zu erhalten, nicht zurückschrecken vor Aufgaben, die uns der Lage der Verhältnisse nach über die Grenzen der heimatlichen Kolonie hinüberweisen. Daß solche Verhältnisse tatsächlich in Togo vorhanden sind, glauben wir durch unsere Reise und deren Ergebnisse festgestellt zu haben.

Wohlan! Sind Missionare vorhanden, welche die Aufgabe mit Freuden auf sich nehmen wollen, sind die Türen geöffnet zu jenen Völkern, deren Bilder an uns vorbeigezogen sind, hängt es also nur an dir, lieber Leser, dem Gebot unsres Herrn und Königs zu gehorchen: „Gehet hin in alle Welt und verkündiget das Evangelium aller Kreatur!“, dann besinne dich, ob du nicht mithelfen solltest, und zwar mit Freuden, das Deine dazu beizutragen, daß das Licht der Welt hineinscheinen könne, wo es noch so dunkel ist, daß Freude am ewigen Heil einkehre, wo jetzt noch Furcht und Angst herrschen, daß von den jetzt noch stummen Lippen Lobgesänge ertönen zu Ehren des Heilands der Welt. Mit den Aufgaben wächst die Kraft, und noch sind gewaltig große Gebiete, die auf uns warten, wenn erst die jetzt noch verschlossenen Gebiete des gewaltigen französischen Besitzes im Sudan geöffnet werden, Gebiete, die zu bearbeiten weit über die Kraft des evangelischen Frankreichs geht. Darum, lieber Leser, bete und arbeite für die Aufrichtung des Reiches Gottes auch in Togo. Gott will es! Wolle auch du!

Inhaltsverzeichnis.

Seite.

1. Hinüber über den Volta! 5
2. Nordwärts 26
3. Von Kratschi nach Jendi . . . 38
4. Von Jendi nach Tamale 61
5. Von Gambaga bis zur deutschen Grenze . 105
6. Von der englisch-deutschen Grenze bis Sansanne Mangu 112
7. Von Sansanne Mangu nach Basari . . 144
8. Von Basari nach Sokode 170
9. Von Sokode nach Atakpame . . . 178

Neuerscheinungen 1911:

Samuel Hebich, der erste Sendbote der Basler Mission in Indien. Von Traugott Schölly. 260 S. 8°. Mit 8 Bilderbeilagen. Geb. Fr. 3.— = M. 2.40.

Rudolf Lechler, ein Lebensbild aus der Basler Mission in China. Von Pfarrer W. Schlatter in St. Gallen. 208 S. Mit 8 Bilderbeilagen. Geb. Fr. 3.— = M. 2.40.

Im finstern Tal. Geschichten und Lieder aus China. Von Elisabeth Oehler-Heimerdinger. Ca. 240 Seiten. Fein geb. ca. Fr. 4.— = M. 3.20.

Von derselben Verfasserin:

Ich harre aus. Geschichten von chinesischen Frauen. Eleg. geh. Fr. 2.25 = M. 1.80, fein geb. Fr. 3.— = M. 2.40.

Die Entscheidungsstunde der Weltmission und wir. Von Dr. John R. Mott. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen. Mit 8 Bildern. Brosch. Fr. 3.— = M. 2.40, geb. Fr. 4.— = M. 3.20

bildet Band IV der Handbücher zur Missionskunde, von denen als frühere Bände erschienen sind:

1. Band. **Das neue China.** Nach dem englischen Original von A. H. Smith, bearbeitet von Luise Oehler. Mit Bildern und Karten. Brosch. Fr. 3.— = M. 2.40, geb. Fr. 4.— = Fr. 3.20.
2. Band. **Kamerun als Kolonie und Missionsfeld.** Dargestellt von P. Steiner. Mit Bildern und Kartenskizze. Broschiert Fr. 1.75 = M. 1.40, gebunden Fr. 2.50 = M. 2.—.
3. Band. **Die Basler Mission auf der Goldküste.** Von P. Steiner. Mit Bildern, Tabellen und Kartenskizze. Broschiert Fr. 1.75 = M. 1.40, geb. Fr. 2.50 = M. 2.—.

Die Edinburger Welt-Missions-Konferenz. Bilder und Berichte von Vertretern der deutschen Missions-Gesellschaften, gesammelt von A. W. Schreiber, Direktor der Nordd. Missions-Gesellschaft. Reinertrag zu gunsten des Syrischen Waisenhauses in Jerusalem. Zweite Auflage. Mit 4 Bildertafeln. 180 S. 8°. Fr. 2.50 = M. 2.—, in Leinwand geb. Fr. 3.50 = M. 2.80.

Bohner, H., Im Lande des Fetisches. Ein Lebensbild als Spiegel afrikan. Volkslebens. Zweite Auflage. Mit Bildern. Brosch. Fr. 2.25 = M. 1.80, in Leinwand Fr. 3.— = M. 2.40.

Büttner, Fr., In Fährlichkeiten. Erzählungen und Beispiele aus der Mission zu 2 Kor. 11, 26. Mit Illustrationen. Hübsch brosch. Fr. 1.50 = M. 1.20, in Leinwand Fr. 2.50 = M. 2.—.

Flad, J., China in Wort und Bild. Geheftet mit elegantem Umschlag in Farbendruck Fr. 1.50 = M. 1.20.

Geyser, Paul, Mit eisernem Willen. Eine Erzählung aus dem Leben des Indianermissionars Joh. Meyer. Eleg. brosch. Fr. 1.75 = M. 1.40, geb. Fr. 2.50 = M. 2.—.

Oehler, L., Die Frauenmission in den Heidenländern. Geheftet Fr. 1.— = 80 Pf., in Leinwand Fr. 2.— = M. 1.60.

Peyer, Gust., V.D.M., François Coillard, der Apostel der Sambesi-Mission. Mit Bildern und 2 Karten. Elegant broschiert Fr. 1.50 = M. 1.20, geb. Fr. 2.50 = M. 2.—.

Schaal, L., Freud u. Leid unter dem Zeichen des Kreuzes. Bilder aus dem Leben von Missionaren. Mit Bildern. Broschiert Fr. 1.— = 80 Pf., in Leinwand Fr. 1.50 = M. 1.20.

Schultze, O., James Hudson Taylor. Ein Glaubensheld im Dienste der Evangelisation Chinas. Mit vielen Bildern und einer Kartenskizze. Geh. mit Umschlag in Farbendruck Fr. 2.25 = M. 1.80, geb. Fr. 3.— = M. 2.40.

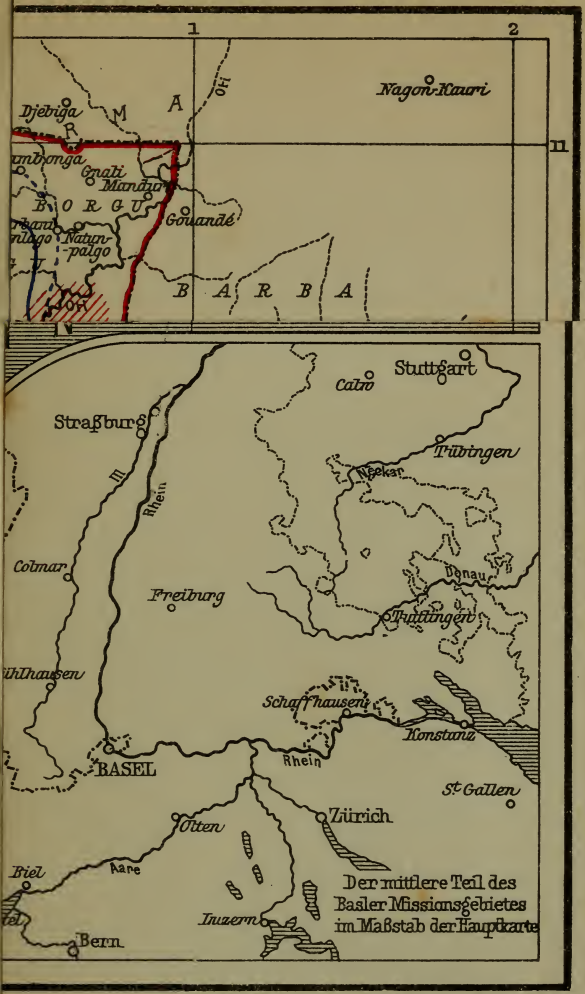
Schultze, O., Lebensbilder aus der chinesischen Mission, Mit vielen Bildern, meist nach Original-Zeichnungen des Verf. Eleg. brosch. Fr. 1.50 = M. 1.20, geb. Fr. 2.25= M. 1.80.

Steiner, P., Im Heim des afrikanischen Bauern. Skizzen aus der Basler Mission im Buschland. Mit Bildern. Brosch. Fr. 1.— = 80 Pf., in Leinw. geb. Fr. 1.50 = M. 1.20.

Vortisch, Dr. med. H., Hin und Her auf der Goldküste. Tagebuchblätter eines Missionsarztes. Mit Titelbild in Farbendruck und vielen Illustrationen. Broschiert Fr. 3.— = M. 2.40, hübsch gebunden Fr. 3.75 = M. 3.—.

John Williams, der Apostel der Südsee. Von J. M. Mit Titelbild in Farbendruck. Broschiert Fr. 1.— = 80 Pf., hübsch geb. Fr. 1.50 = M. 1.20.

Unter den Mongolen. Lebensbild des Mongolenmissionars James Gilmour. Nach dem Englischen von J. M. Brosch. Fr. 1.— = 80 Pf., gebunden Fr. 1.50 = M. 1.20.



„Frobenius" A.G. Basel.

nd rot unterstrichen.
ätern" besuchtes Gebiet.
Steyler-Mission.
906.
nd Dr. Fisch 1910.

DIE GOLDKÜSTE UND TOGO

Übersichtskarte mit den Missionsstationen der Basler- und der Norddeutschen Missionsgesellschaft.

1 : 2.500.000.

0 20 40 60 80 100 km.

Basler Mission — Eisenbahn — Grenze

Norddeutsche Mission — Projektierte Eisenbahn

Vom Islam mehr oder weniger durchsetztes Gebiet.

Die Bezirksgrenzen in Togo

Die Sitze der Bezirksleitungen von Togo sind rot unterstrichen.

K Von den römisch-katholischen „Weissen Vätern" besuchtes Gebiet.

+ Hauptstationen der römisch-katholischen Steyler-Mission.

Reise der Missionare Mohr und Martin 1906.

Reise der Missionare Josenhans, Groh und Dr. Fisch 1910.

Der mittlere Teil des Basler Missionsgebietes im Maßstab der Hauptkarte

Verlag der Basler Missionsbuchhandlung in Basel.

„Frobenius" A.G. Basel.

SMITHSONIAN INSTITUTION LIBRARIES
3 9088 00075 8771